I.H.Meil. f.

Anecdoten
zur
Lebensgeschichte
berühmter
französischer, deutscher, italienischer, holländischer und anderer
Gelehrten,

Erster Theil.

Leipzig,
in Lankischens Buchhandlung,
1762.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorrede
des Herausgebers.

Der Geschmack am Sonderbaren; das Verlangen, berühmte Leute entweder auf ihrer glänzenden, oder auf ihrer schwachen Seite kennen zu lernen; das Vergnügen, ihre großen Handlungen entweder zu bewundern, oder über ihre Thorheiten zu lachen, hat einem guten Theile von Büchern ihr Daseyn gegeben. Man wird hieher die meisten so genannten Bü-

cher in ana, die größtentheils auf französischem Grund und Boden gewachsen sind, rechnen können. Die Deutschen haben ebenfalls, bald in deutscher, bald in lateinischer Sprache, bald in Journalen oder größern Werken, bald aber auch nur in akademischen Dissertationen ihre Belesenheit und ihre Kenntniß in der gelehrten Geschichte gezeigt. Es ist auch gar nicht zu läugnen, daß dergleichen Sammlungen von sonderbaren Begebenheiten oder Einfällen berühmter Leute, eben so nützlich, als angenehm sind. Man liest sie mit eben dem Vergnügen, mit welchem man einen Roman, oder eine Comödie liest: man lacht, man bewundert, man gähnt, man schläft ein, man erwacht, man lacht wieder; just als wenn man Comödien oder Romane liest. Ihr Nutzen ist wenigstens eben so groß, wo nicht noch grösser: sie geben Gelegenheit zu einer angenehmen Unterhaltung in Gesellschaft, so

bald

bald die Calendermaterien oder die Zeitungsextracte erschöpft sind, und mancher Witzling kann hier einen guten Vorrath von bons mots einsammlen, mit welchen er, wenn er anders ein guter Wirth ist, lange in Gesellschaften haushalten kann, ohne daß er seinen eigenen Witz in unnöthige Unkosten setzen darf. Ein anderer Leser, der ein Buch nur liest, um etwas zu seiner Besserung daraus zu nehmen, wird hier manches angemerkt finden, was ihm an andern bald gefällt, bald mißfällt; er wird also immer etwas haben, was er entweder nachzuahmen, oder zu vermeiden suchen wird. Zu geschweigen, daß auch kurze und zerstreuete Anmerkungen, aus der Lebensgeschichte berühmter Männer, allezeit brauchbarer und zureichender sind, uns einen vollständigen Begriff von ihrem Character zu machen; mehr, als jene langen und trockenen Lebensbeschreibungen, in denen alle Data

auf die Minute ausgerechnet, alle Pathen, Lehrmeister und Professoren, die dem jungen Knaben Unterricht gaben, mit Namen genannt, alle Titel und Würden der Länge nach erzählt, die Genealogien, wovon der Stammvater öfters

Aut pastor fuit, aut illud quod dicere nolo,

richtig entworfen, und mit der Abstammung der herzvielgeliebten Gemahlinn, vermehrt sind. Nach meinem Bedünken ist an einer ausführlichen Lebensgeschichte dieses oder jenes gelehrten Mannes, sehr wenig gelegen; sein Character aber, und die wahre Gestalt seiner Gelehrsamkeit, verdienen weit mehr unsere Aufmerksamkeit, weil man aus diesen beyden Stücken am besten abnehmen kann, wie viel Vertrauen man zu seinen Werken haben könne; und uns davon zu unterrichten, sind einige besondere Anmerkungen, die man Anecdoten nennt, sehr oft hinreichend.

Diese nur machen die Lebensgeschichte eines Mannes merkwürdig und interessant, oder sie sind vielmehr das merkwürdigste und interessanteste in dem Leben eines berühmten Mannes. Es verdienen daher solche Bücher, in welchem allerhand, den Character und die Gelehrsamkeit eines Mannes betreffende Anmerkungen, gesammelt sind, so wenig Zusammenhang sie auch unter einander haben, den Beyfall sehr wohl, den sie meistentheils erhalten haben.

Ich muß nun wohl von gegenwärtiger Sammlung ein paar Worte sagen. Nachdem ich in verschiedenen Werken mir allerhand sonderbare Dinge von berühmten Gelehrten angemerkt hatte, so fielen mir des Herrn Abts Raynal Anecdotes literaires, die 1750 in zween, und 1752 in drey Bändchen heraus gekommen sind, in die Hände. Diese Anecdoten sind mit so

viel Beyfall aufgenommen worden, und selbst der berühmte Herr Formey preißt sie, an zween verschiedenen Orten, als ein angenehmes und interessantes Buch an, daß ich leicht zu bereden war, als ein Mann von Geschmack mir die Uebersetzung derselben anrieth. Mein darzu hin und wieder gesammelter Vorrath, ob er gleich mehr deutsche und holländische Gelehrte betrifft, schickte sich recht gut darzu; wenigstens sehe ich mich in den Stand gesetzt, die Anecdoten des Abts Raynal noch mit einen oder ein paar Theilen zu vermehren. Ich habe dem berühmten französischen Sammler den Vortritt gelassen, und mit der Uebersetzung seiner Anecdoten den Anfang gemacht. Vielleicht werden die Leser hin und wieder Kleinigkeiten angemerkt finden, die ihnen nicht sehr merkwürdig vorkommen. Was hätte ich thun sollen? hätte ich sie weglassen sollen? Ausserdem aber, daß ich Bedenken trug, ein

Buch

Buch zu verstümmeln, das im Originale ganz war gelesen worden, so konnte ich auch mit Recht glauben, daß eine Anmerkung, an welcher diesem Leser nichts gelegen ist, doch jenem nicht ganz unangenehm seyn dürfte. Der französische Sammler macht sich in der kurzen Vorrede, die er dem Werke vorgesetzt hat, selbst den Einwurf, wenn er sagt: „Man wird „nicht alle Anecdoten, die in diesem Werke „enthalten sind, gleich angenehm finden; „unterdessen ist doch keine, die nicht etwas „angenehmes haben sollte.„ Anstatt also wegzulassen, habe ich lieber hin und wieder selbst noch einige hinzu gethan, und sie mit einem * bemerkt. Die eingestreuten Anmerkungen hielt ich für einige deutsche Leser für unentbehrlich, und dieses bewog mich, sie hinzu zu setzen. Wegen der etwan mit unterlaufenden Fehler, wenn es zumal auf gewisse französische Gewohnheiten, oder öffentliche Einrichtungen ankommt,

kommt, von denen ein Deutscher immer nur mittelmäßig unterrichtet ist, könnte ich zwar um Vergebung bitten; aber man trifft es bey gewissen Lesern eben so übel, wenn man gleich anfänglich Fehler einräumt, als wenn man hartnäckig sich für unfehlbar ausgiebt. Ich überlasse mich also meinem Schicksal, und von diesem wird es abhängen, ob ich künftig den dritten und vierten Theil von selbst gesammelten Anecdoten der Welt vorlegen soll. Gegenwärtige zween Theile enthalten die drey französischen Theile in sich. Ich habe nemlich die erste Helfte des zweeten Theils mit zu dem ersten genommen, um den deutschen Bänden eine etwas ansehnlichere Gestalt zu geben.

Anecdoten
von berühmten
Gelehrten.

Willhelm Budäus,
geb. zu Paris im J. 1467. gest. im J. 1540.

I.

Budäus schickte sich in seiner Jugend zum Studiren gar nicht, a) und machte den Anfang damit ziemlich spät. Er ist unterdessen der erste gewesen, der unter Franciscus I. zur Erneuerung der Wissenschaften in Frankreich das meiste beygetragen hat; und auf seine Vorstellungen geschahe es, daß dieser große Prinz das königliche Collegium stiftete.

a) Er gieng lieber der Jagd und andern Lustbarkeiten nach. Als aber der Trieb zum Studiren erwachte, war er so fleißig, daß er so gar an seinem Hochzeittage etliche Stunden studirt haben soll.

II.

Die Frau des Budäus war eine getreue Gehülfinn seines Fleißes; sie holte ihm die benöthigten Bücher herbey, und schlug ihm die Stellen, die er verlangte, selbst nach. Er stellt sich in einem seiner Briefe als einen Mann vor, der zwey Weiber hat, von denen die eine ihm Söhne und Töchter, die andere aber Bücher zur Welt bringt. Er verstand unter der letztern die Philologie, die aber in den ersten zwölf Jahren nicht so fruchtbar war, als sein Ehestand. Vermuthlich hatte er mehr mit dem Leibe, als mit der Seele gearbeitet; aber er hoffte, daß er einmal mehr Bücher als Kinder hervorbringen würde.

III.

Es kam einmal unversehens Feuer in seinem Hause aus, und der Bediente lief in vollem Schrecken zu ihm in die Studirstube, um es ihm zu melden; aber Budäus gab ganz kaltsinnig zur Antwort: Geht und sagts meiner Frau; ihr wißt doch, daß ich mich um die Wirthschaft nicht bekümmere.

IV. *

Budäus, Erasmus und Vives standen ihrer Gelehrsamkeit wegen in so großem Ruf, daß man sie insgemein Triumviros Reipubl. literariae nannte.

Clemens Marot.

geb. zu Cahors 1495. gest. 1544.

I.

Es ist gewiß, daß Marot aus Genf vertrieben ward; die Ursache aber ist unbekannt. Victor Cayet giebt vor, daß er mit der Frau seines Wirths Ehebruch getrieben habe; und da dieses Verbrechen zu Genf mit dem Tode bestraft wird, so würde er ohnfehlbar seyn gehenkt worden, wenn nicht Calvinus es durch sein Ansehen so weit gebracht hätte, daß diese Strafe in Staubbesen und Landesverweisung wäre verwandelt worden. Aber diese Erzählung scheint einer Erdichtung ähnlich; denn wie hätte es Marot wagen können, sich nachhero vor denen sehen zu lassen, die für den König in Frankreich in Piemont commandirten. Die Sache ist gar nicht wahrscheinlich, denn er schlug seine Wohnung zu Turin auf, wo er in Armuth gelebt und gestorben ist. Obgleich Marot Kammerdiener des Königs war, so befand er sich doch in der äusersten Dürftigkeit, und um von Franciscus I. einen Gnadengehalt zu bekommen, überreichte er dem Könige das bekannte Sinngedicht:

Plaise au Roi me donner cent livres
Pour acheter livres & vivres;
De livres je me passerois;
Mais de vivres je ne saurois.

„Möchte es doch dem Könige gefallen mir „hundert Livres zu schenken, daß ich mir Bü„cher und Brodt kaufen könnte: Ohne Bücher „wollte ich zwar leben; aber ohne Brodt ist „mirs nicht möglich.„

II.

Als sich Marot mit einer seiner Maitressen gezankt hatte, gab sie ihn bey dem D. Bouchard, der Inquisitor war, an, als einen Menschen der die von der Kirche vorgeschriebenen Fasten nicht beobachtete, und dessen Glaube dadurch verdächtig würde. Der Inquisitor ließ ihn hierauf ins Gefängniß führen, aus welchem ihm zwar seine Freunde heraus halfen, aber seine Feinde auch wieder hinein brachten; er kam hernach wieder los und begab sich nach Genf.

III.

Charleval hatte in seinen Marot, als er ihn einer Dame schickte, die ihn darum gebeten hatte, folgendes Epigramma geschrieben:

Les œuvres de Maitre Clément
Ne sont point gibier à dévote;
Je vous les prête seulement,
Gardez bien qu' on vous les ôte:
Si quelqu' un vous les escamotte,
Je le donne au Diable Astarot;
Chacun est fou de sa marotte;
Moi je le suis de mon Marot.

„Die

„Die Werke des Meister Clemens sind kein „Leckerbissen für die Betschwestern; ich leihe „sie Ihnen nur; nehmen Sie sich in Acht, „daß sie Ihnen nicht gestohlen werden. Wenn „einer sie Ihnen stiehlt, soll ihn der T . . ho„len. Jeder Narr liebt seine Kappe, und ich „meinen Marot.

IV.

Der Herr Brossette, der durch seinen Commentarium über den Despreaux bekannt ist, schrieb an Rousseau: Ich kenne nach dem Marot nur drey Personen in Frankreich, die in den Sinngedichten glücklich gewesen sind; diese drey sind Despreaux, Racine und Sie. Nur ist es Schade, daß Despreaux deren zu viel, und Racine zu wenig gemacht hat, und daß Sie nicht mehrere machen.

Peter Duchatel (Castellanus.)

geb. zu Langres, gest. 1552.

I.

Als Franciscus I. einige von den Reden des Duchatel gehört hatte, die ihm gefielen, und wissen wollte, ob er ein Edelmann sey, so antwortete ihm Duchatel: Ich weiß nicht gewiß von welchem unter den dreyen, die in der Arche Noä waren, ich eigentlich abstamme.

II.

So eifrig auch Duchatel in der catholischen Religion war, so gerieth er doch in den Verdacht der Kezerey. Er hatte in der Leichenrede auf Franz den I. gesagt, daß er glaube, die Seele dieses großen Prinzen sey gerades Weges in den Himmel eingegangen. Die Sorbonne, die des Fegfeuers wegen in Sorgen gerieth, schickte Deputirte nach Hofe; sie fielen, wie Thuanus berichtet, einem Prior in die Hände, der sich nur über sie lustig machte, und zu ihnen sagte: Ich kenne die Art des verstorbenen Königs; er blieb immer nicht lange an einer Stelle; und wenn er ja den Weg durch das Fegefeuer genommen hat, so ist es nur geschehen um den Wein daselbst zu kosten.

III.

Franciscus I. sagte, daß unter den vielen gelehrten Männern, mit denen er sich unterredet habe, nur der einzige Duchatel im Stande gewesen sey, immer etwas neues zu sagen. Alle andern hatten sich bald erschöpft, und mußten entweder wieder von forne anfangen oder schweigen ... Ein berühmter Schriftsteller sagt: Ich habe einen Historiographum von Frankreich gesehen, der gerade zu gestehen mußte, daß er nicht wisse, in welchem Jahrhundert Philipp der Schöne gelebt habe ... Als der Marschall von Crequi im Jahr 1672 in Ungnade fiel, und sich auf eines seiner Landgüter begab, verlangte er den

gelehr-

gelehrtesten Mann aus der Gegend zu sprechen; man brachte den Prior aus dem Kloster zu ihm, der in der That viel Dinge wußte. Kaum waren vierzehn Tage vorbey, als er sagte, daß man einen von den unwissendsten Menschen zu ihm gebracht habe . . . Der Präsident von Mesmes war gelehrt, und im Umgange mit Gelehrten so gesprächig, daß man von ihm sagte, daß nach verflossenen acht Tagen kein Doctor ihm nichts mehr zu antworten wüßte.

IV.

Die Feinde des Duchatel wollten zu seinem Nachtheil einen gewissen Gelehrten aus der Normandie, Namens Bigot, an den Hof bringen. Franz I. fragte den Duchatel, was dieser Bigot für ein Mann wäre. Duchatel antwortete, daß es ein Philosoph sey, der den Lehrsätzen des Aristoteles anhienge. Ey! welches sind denn die Lehrsätze des Aristoteles? fragte der König weiter. Sire, erwiederte Duchatel, Aristoteles sagt z. E. daß die Republic einem monarchischen Staate vorzuziehen sey. Dieses machte einen solchen Eindruck auf den König, daß er gar nichts mehr vom Bigot hören wollte.

Franz Rabelais,

geb. in Touraine, um das J. 1483, gest. 1553.

I.

Man liest in dem Buche Moyen de parvenir, daß als der Cardinal Belay, dessen Arzt Rabelais war, an einem hypochondrischen Zufalle krank lag, die gelehrte Berathschlagung der Aerzte dahin ausfiel, daß man Sr. Eminenz ein öffnendes Decoct zubereiten müsse. Rabelais ließ diese gelehrten Herren schwatzen, ließ ein Feuer mitten auf den Hof machen, einen Dreyfuß darüber und einen großen Kessel voll Wasser darauf setzen; hernach warf er alle Schlüssel, die er finden konnte, hinein, trat als ein Koch in einem kurzen Wammes hinzu, und rührte diese Schlüssel mit einem Stocke untereinander, um sie ins Kochen zu bringen. Die Herren Aerzte kamen unterdessen, und da sie ihn um die Ursache fragten, sagte er zu ihnen: Meine Herren, ich folge ihrer Ordre, und ich weiß nichts, was besser zum öffnen sey, als die Schlüssel; wenn sie damit noch nicht zufrieden sind, so will ich aus dem Zeughause noch ein paar Kanonen darzu holen, um alles zum Eröffnen beysammen zu haben.

II.

Als der Cardinal Belay einen gelehrten Mann bey der Tafel behalten sollte, fragte er: Hat der Mann

Mann auch das Buch gelesen, wodurch er den Pantagruel des Rabelais verstand. Nein, antwortete man ihm. Man lasse ihn also mit meinen Leuten speisen.

III.

Wenn Rabelais von den Gesetzen, und den Auslegungen und Anmerkungen der Rechtsgelehrten über dasselbe sprach, sagte er: Es ist ein Kleid von goldenen Zeuge, das mit Koth gestickt ist. Diese Beschreibung kann man auch sehr gut auf das Werk dieses Dichters selbst anwenden.

IV.

Der Kanzler Duprat, hatte durch einen Parlamentsschluß die Privilegien der medicinischen Facultät zu Montpellier aufheben lassen, und Rabelais brachte es so weit, daß sie ihr wieder gegeben wurden. Das ist die Ursache, wie man sagt, daß diejenigen, die auf dieser Universität zu Doctoren gemacht werden, den Rock des Rabelais, der daselbst in großen Ehren gehalten wird, tragen müssen. Der Streich dessen er sich bediente, um Audienz bey dem Kanzler zu haben, ist sehr sonderbar, wenn er wahr ist; er wandte sich an den Thürsteher dieses Herrn, und redete ihn lateinisch an; dieser, der davon nichts verstand, ließ einen andern rufen, der lateinisch konnte, mit diesem sprach Rabelais griechisch; als nun einer kam, der griechisch verstand, so fieng Rabelais an hebräisch zu reden; und man sagt, daß er noch viel andere Sprachen geredet habe. Man sollte

aber die arabische Sprache nicht darzu nehmen, indem Rabelais von dieser nichts verstand. Die Geschicklichkeit des Rabelais ward von den Umstehenden so bewundert, daß man es unverzüglich dem Kanzler meldete, der mit der Rede, die er an ihn hielt, und mit der Wissenschaft die er an ihm bemerkte, so zufrieden war, daß er, in Betrachtung seiner, alle aufgehobenen Privilegien der Universität zu Montpellier wieder erneuerte.

V.

Als Rabelais mit dem Kardinal du Belay sich zu Rom befand, sprach er so frey von verschiedenen kützlichen Dingen, daß er in einer sehr armseligen Verfassung sich nach Frankreich retiriren mußte. Zu Lyon hatte er einen Einfall, der einem ieden andern weniger ansehnlichen Manne gefährlich gewesen seyn würde. Er ließ sich in einem Gasthofe eine gute Mahlzeit und ein gutes Bette zurecht machen, und versprach alles nach der Mahlzeit richtig zu bezahlen, ob er gleich schlecht gekleidet und zu Fuß gereiset wäre. Er füllte zugleich einige Säckchen mit Asche, und ließ einen Knaben, der schreiben konnte, rufen; dieser mußte ihm Zettel schneiden, und auf seinen, **Gift für den König**, auf den andern, **Gift für die Königinn**, schreiben. Diese Zettelchen band er hernach an die Säckchen, und warnete dabey den Knaben, daß er es ja weder seinen Aeltern noch sonst jemand sagen sollte, weil es ihnen sonst allen beyden das Leben kosten würde.

Dem

Dem Knaben lag nichts mehr am Herzen, wie es Rabelais voraus gesehen hatte, als sein Geheimniß bald los zu werden; seine Mutter läuft sogleich voll Entsetzen zur Obrigkeit, und Rabelais wird mit seinen Säcken in Verhafft genommen. Rabelais bat, daß man ihn nur nach Hofe bringen möchte, wo er verschiedene Geheimnisse offenbaren wolle. Man ließ es sich gefallen, und damit ihm sein Verbrechen nicht den Muth oder gar das Leben rauben möchte, verpflegte man ihn unterwegens recht wohl, und ließ ihn auf einem vortrefflichen Pferde reiten. Als Rabelais an den Hof kam, erzählte er seine Begebenheit, und der Ausgang davon war, daß der ganze Hof darüber lachte.

VI.

Man hat dem Rabelais mancherley Vorwürfe gemacht, unterdessen war seine Lebensart doch ziemlich unschuldig, und sein Tod so gar erbaulich. Die lächerlichen Umstände demnach, die man von seinem Tode erzählt, gehören unter die Fabeln. Z. E. daß er einen Domino in seinen letzten Augenblicken habe anziehen wollen, weil es in der Schrift heißt: Beati, qui in Domino moriuntur; daß er dem Pagen des Kardinals du Belay, der sich nach seinem Befinden erkundigen sollte, geantwortet habe: Sage Sr. Eminenz, in welchem Zustande du mich gefunden habest; ich bin im Begriff ein großes Vielleicht zu suchen; er sitzt im Neste, a) sage ihm: daß er darinne bleiben soll;

du vor deine Person wirst immer nur ein Narr seyn. Ziehet den Vorhang zu, die Comödie ist aus. Eben so muß man auch von seinem Testamente urtheilen: Ich hinterlasse keine Baarschaft; ich bin viel schuldig; das übrige vermache ich den Armen. Diese und verschiedene andere Dinge sind erst lange nach seinem Tode, von Leuten, die ihn nur nach den gemeinen Vorurtheilen kannten, erdacht worden.

a) il est au nid de la pie, dis lui, qu'il s'y tienne; diese Worte sind sehr zweydeutig. Wenn das il auf das Vielleicht gehet, so sagen sie etwas ganz anderes, als wenn man es auf den Cardinal bezieht, wie ich gethan habe. Etre au nid de la pie heißt so viel als im Glück sitzen; wem aber diese Erklärung nicht gefällt, der übersetze es, so wie es andere vor mir gegeben haben: Es ist im Elsterneste befindlich, sage ihm, daß er sich daran halten soll. Es wäre eine Freude, wenn zu unsern streitbaren Zeiten ein paar Kunstrichter einander in die Haare geriethen, um deutlich zu machen, was ein Narr undeutlich gesagt hat.

VII.

Es machten verschiedene witzige Köpfe seiner Zeit Grabschriften auf ihn: unter welchen eine vom Baif am meisten geschätzt ward.

Pluton, Prince du noir Empire,
Où les tiens ne rient jamais,
Reçois aujourd'hui Rabelais,
Et vous aurez tous de quoi rire.

„Pluto,

„Pluto, Fürst des schwarzen Reichs der „Hölle, dessen Bewohner niemals lachen, „nimm heut den Rabelais auf, der euch allen „genug zu lachen machen wird.„

VIII. *

Bayle führt in seinem critischen Wörterbuche ein Urtheil an, welches Girac von demselben gefällt hat: **Rabelais gab zu seiner Zeit einen vortrefflichen Hofnarren ab, anitzt aber macht er wenig Leute mehr zu lachen.**

Carl Dumoulin, (Molinäus)

geb. zu Paris 1500. gest. 1566.

I.

Der Fleiß des Dumoulin a) war so groß, daß er alle Augenblicke, die er auf die Verpflegung des Körpers wenden mußte, für verlohren hielt. Es war damals die Gewohnheit den Bart zu tragen; aber Dumoulin ließ ihn abscheeren, weil er glaubte, daß ihm dieses weniger Zeit hinweg nähme, als wenn er ihn alle Tage auskämmen müßte; alle Vorstellungen die ihm seine Freunde dargegen machten, waren vergebens.

Als einsmal Christoph Thuanus, der damals Präsident des Parlaments war, sich einiger harten Ausdrücke gegen den Dumoulin bedient hatte, beschwerten sich die sämmtlichen Advocaten durch

ihren Dechant Franz de la Porte gegen ihn darüber, daß er einen ihrer Collegen, **der gelehrter wäre, als er es nimmermehr seyn werde**, beleidiget habe. Thuanus ward über diese Vorstellung keinesweges böse, sondern sagte bey der nächsten Sitzung des Parlaments, daß die harten Worte, deren er sich gegen Dumoulin bedient habe, ihm in der Hitze entfahren wären.

a) Dieser Dumoulin war ein Rechtsgelehrter; man muß ihn also nicht mit Peter Dumoulin, einem reformirten Gottesgelehrten, der im J. 1658 zu Sedan gestorben ist, vermengen.

II.

Dumoulin hatte eine so hohe Einbildung von sich selbst, daß er seine Urtheile immer mit diesen Worten anfieng: **Ich, der ich niemanden weiche, dem niemand nichts lernen kann.**

III.

Im J. 1552 verfertigte er seinen Commentarium ad edictum Henrici II. contra parvas datas & abusus curiae romanae. Als dieses Buch durch den damaligen Marschall und nachherigen Constabel von Frankreich, Anna von Montmorenci, dem Könige überreicht ward, sprach er darbey: Sire, Eu. Majestät haben mit dreyßig tausend Mann nicht vermocht, den Pabst zu zwingen, daß er um Frieden bäte, und dieser kleine Mensch hat es mit einem kleinen Buche dahin gebracht.

Peter Ramus,

geb. in der Piccardie 1515 gest. 1573.

I.

Der Satz den Ramus vertheidigte, um die Magisterwürde zu erhalten, war vielen Leuten anstößig; er behauptete nemlich, **daß alles was Aristoteles gelehret habe, falsch sey.** Das Glück, womit er diesen Satz vertheidigte, machte ihn kühn, und brachte ihn auf die Gedanken, die Philosophie des Aristoteles genauer zu untersuchen, und noch heftiger zu bestreiten. Die beyden ersten Bücher, die er deßwegen schrieb, verursachten bey der Universität zu Paris große Bewegungen, und Ramus ward vor den Criminalrichter gefodert, als ein Mensch, der die Religion und die Wissenschaften zugleich untergrübe. Franz I. mußte sich selbst darein mengen. Nachdem man die Lehrsätze des Ramus sehr partheyisch untersucht hatte, wurden seine Bücher im ganzen Reiche untersagt, und ihm die Philosophie ferner zu lehren gänzlich verboten. Der stolzeste Prinz kann nicht so viel Lärm machen wenn er eine Stadt erobert, oder eine Schlacht gewonnen hat, als die Feinde des Ramus machten. Sie stellten sogar Komödien vor, wo derselbe unter beständigem Frohlocken und Händeklatschen der Peripathetiker auf tausenderley Art beschimpft und herunter gemacht ward.

II.

Ramus war kaum zu einem öffentlichen Lehrer an der Universität berufen worden, als er an einer sonderbaren Sache Antheil hatte. Die königlichen Professores hatten um das J. 1550 angefangen einige Mißbräuche, die sich in die Aussprache der lateinischen Sprache eingeschlichen hatten, abzuschaffen. Ein Theil der Geistlichkeit folgte dieser Verbesserung, obgleich die Sorbonnisten damit nicht zufrieden waren, und so gar einem seine Einkünfte genommen hatten, weil er quisquis und quanquam nach der neuen verbesserten Art, und nicht wie bisher kiskis, kankam gelesen hatte. Da diese Sache ans Parlament gelangte, und die Professores des königl. Collegii, besonders Ramus, glaubten, daß der Angeklagte durch das Ansehen der Facultät unterdrückt werden möchte, hielten sie sich verbunden ihm beyzustehen. Sie giengen also vor die Parlamentsversammlung, und stellten vor, wie lächerlich ein solcher Proceß sey; diese Vorstellung war so wirksam, daß der Angeklagte losgesprochen, und einem ieden die Freyheit gelassen wurde, zu prononciren wie er es für gut befände.

III.

Man kann um den Fortgang der Wissenschaften sich nicht eifriger bemühen als Ramus that. Die Geschichte von Paris giebt den Beweiß davon. Der Autor dieses Werks sagt, daß die Absicht Franciscus I. als er das königl. Colle-

Collegium stiftete, gewesen sey, daß die Professor-stellen nur mit tüchtigen und geschickten Leuten besetzt werden sollten. Unterdessen hatten sich doch einige unwürdige durch allerhand Wege eingedrungen; d'Ampestre war unter dieser Anzahl, der die Mathematik zu lehren unternahm, von der er kaum die leichtesten Grundsätze verstand. Ramus klagte ihn also als einen untüchtigen Mann vor dem Parlamente an, von welchem diesem unwürdigen Professor aufgelegt ward, ein Examen mit sich anstellen zu lassen. Ramus war damit noch nicht zufrieden, sondern wirkte einen königlichen Befehl aus, daß d'Ampestre und alle, die künftig eine Professorstelle bey dem königlichen Collegio suchen würden, öffentlich von allen alten Professoren sollten examinirt werden. D'Ampestre wollte es auf diese Probe nicht ankommen lassen, sondern trat seinen Platz mit gewissen Bedingungen an den Charpentier ab, der noch weniger von der Mathematik verstand, als er, aber ein listiger und verschlagener Kopf war. Ramus grif ihn auch noch härter an, als den andern, und zog ihn abermals vor die Richter, wo aber dieser neue Professor es durch seine Beredsamkeit und Thränen dahin brachte, daß er sich dem Examen nicht unterwerfen durfte. Das Parlament schrieb ihm Bedingungen vor, die er aber nicht erfüllte; Ramus übergab also die Sache dem königl. Rathe, bey welchem es Charpentier so listig zu vermitteln wußte, daß Ramus selbst sein Vertheidiger werden mußte.

IV.

Ramus hatte einen ungewöhnlichen Abscheu vor dem Weine, welches von einem gewissen Zufalle, der ihm in seiner Jugend begegnet war, herkam. Er war ohne Wissen und Willen seiner Aeltern in den Keller gegangen, und hatte so übermäßig getrunken, daß man ihn ohne Verstand und halb todt vor dem Fasse liegend fand. Dieser Zustand, in welchem er sich damals befunden hatte, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er in länger als zwanzig Jahren keinen Wein getrunken hatte.

V.

Man lobt die Beredsamkeit des Ramus, und Brantome erzählt eine sonderbare Probe davon. „Ramus, sagt er, war ein so starker und ange„nehmer Redner, daß es wenige seines gleichen „gab. Seine Beredsamkeit war so einnehmend, „daß als er, die Prinzen und den Admiral, nach„dem er selbst zuvor ein Hugenot geworden war, „auf ihrer Reise nach Lothringen begleitete, und „die Reuter, die sie da in Sold nahmen, nicht „nach Frankreich gehen wollten, bis man ihnen „Geld geben würde, so hielt Ramus eine Rede „an sie, wodurch sie gewonnen, und bis in das „Herz von Frankreich geführt wurden, allwo sie „viel Schaden thaten.„

VI.

Man mußte dem Ramus eine besondere Gabe, die Herzen zu gewinnen, zutrauen, weil man ihn

ihn mit großen Versprechungen bereden wollte, nach Polen zu gehen, als im Jahr 1572 der König Sigismund August gestorben war, allwo er durch seine Beredsamkeit die Polen für den Herzog von Anjou einnehmen sollte, welcher das folgende Jahr zum Könige erwählt ward. Ramus lehnte es aber unter dem Vorwande von sich ab, daß die Beredsamkeit nicht gegen Geld verhandelt werden müsse.

VII.

Wenn Ramus über den Cicero oder Virgilius las, hatte er die Gewohnheit eine Seite, nie weniger und nie mehr zu erklären, man gab ihm daher den Beynamen Paginarius.

Stephan Jodelle,

geb. zu Paris 1532. gest. 1573.

I.

Jodelle ist der erste in Frankreich, der Tragödien und Comödien verfertiget hat. Er setzte den damals gewöhnlichen Paßionscomödien seine gefangene Cleopatra entgegen. Heinrich II. der bey der Vorstellung derselben gegenwärtig war, fand ein groß Vergnügen daran, und gab dem Autor, nach dem Bericht des Pasquier, 500 Thaler aus seinem Schatze, nebst noch andern Gnadenbezeugungen. Jodelle ward dadurch ermuntert, neue Versuche zu machen; er verfertigte

eine Comödie unter dem Titel Eugen, die nach der Cleopatra gespielt ward. Diese beyden Stücke brachten ihn in großen Ruf, so wohl bey Hofe, als in der Stadt. Die Poeten besangen seinen Namen und seine Verwegenheit um die Wette. Ronsard that sich besonders hervor.

Et lors Jodelle heureusement sonna
D'une voix humble & d'une voix hardie
La Comédie & la Tragédie;
Et d'un ton double *ores* bas, *ores* haut
Remplit premier, le François échaffaut.

„Jodelle sang glücklich mit einer schwachen „und zugleich verwegenen Stimme Comödien „und Tragödien. Mit einem doppelten Tone, „bald hoch, bald niedrig, erfüllte er zuerst den „französischen Schauplatz.„

II.

Als Jodelle, nebst andern Poeten, die die Morgenröthe der französischen Poesie waren, nach Arcueil, nicht weit von Paris, gegangen war, um das Carneval daselbst zuzubringen, machten sie unter einander Verse, nach Art der alten Bachanalien. Da sie nun eines Tages durch die Stadt giengen, trafen sie einen Bock an, der ihnen zu lustigen Einfällen Gelegenheit gab, weil es so wohl das Thier war, das man dem Bachus opferte, als auch, weil sie es für schicklich hielten, dem Jodelle ein Geschenk nach altem Gebrauch damit zu machen. Man behieng das Thier mit Blumen,

und brachte es dem Jodelle, als sie beysammen an der Tafel waren. Die Gesellschaft lachte eine Weile darüber, und schickte es hernach wieder fort. Diese Handlung, die eben nichts strafbares an sich hatte, ward indessen von den Feinden des Ronsard und Jodelle sehr übel ausgelegt. Sie sagten, daß man dem Bachus einen Bock geopfert habe, und daß Ronsard der Opferpriester gewesen sey. Man hielt alle die für Glaubensverläugner, die dabey gegenwärtig gewesen waren.

III.

Nicolaus Bourbon wollte die Werke des Jodelle gern lesen, und bat sich dieselben beym Colletet aus; er schickte sie ihm aber nach ein paar Stunden wieder, mit den Worten: Minuit praesentia famam.

IV. *

Der Cardinal du Perron hielt gleichfalls nicht viel von seiner Poesie, und pflegte zu sagen: Jodelle mache seine Verse **aus gestoßenen Erbsen.**

Peter Danes,

geb. zu Paris 1497, gest. 1577.

I.

Als Nicolaus Pseaume, Erzbischof von Verdun, sich auf dem Concilio zu Trident wegen verschiedener Mißbräuche der päbstlichen Kammer in Vergebung der Beneficien beschwerte, und die Gesellschaft sehr aufmerksam auf ihn war, konnte ein italiänischer Bischof a) seinen Widerwillen nicht bergen, sondern gab ihn durch diese zweydeutigen Worte zu erkennen: Gallus cantat. **Der Hahn (der Franzose) krähet.** Danes, der französischer Abgesandter war, antwortete so gleich eben so zweydeutig darauf: Utinam ad hujus Galli cantum excitaretur Petrus & fleret amare. **Es wäre zu wünschen, daß bey dem Krähen dieses Hahns (Franzosen) Petrus (der Pabst) in sich gienge, und bitterlich weinete.** Pallavicin, der diesen berüchtigten Scherz erzählt, gesteht, daß die Väter auf dieser Kirchenversammlung dadurch wären bewogen worden, mit allem Ernst an der Verbesserung der Kirchenzucht zu arbeiten.

a) Der Bischof von Orvieto.

II.

Danes war durch seine Wissenschaft erstlich zu einem Lehrmeister des Königs Franz II. und her-

hernach zum Bischof zu la Vaur erhoben worden. Da ihm nun in den Angelegenheiten der Geistlichkeit seiner Provinz, eine Reise nach Paris zu thun, aufgetragen ward, und man ihm zu Bestreitung derselben zehn oder zwölf hundert Livres geben wollte, so schlug er dieses Anerbieten aus, indem er sagte, daß ihn sein Bischofthum hinlänglich versorgte; daß es das geringste sey, was er für seine Kirche und seine Nachbarschaft thun könne, wenn er zu ihrem Vortheil einige Reisen auf seine Kosten thäte, da sie ohnedem durch die unglücklichen Zeiten, und von den Hugenotten genug litten.

III.

Als Danes den Tod seines Sohns erfahren hatte, schloß er sich eine halbe Stunde lang in sein Cabinet; er kam alsdann wieder zum Vorschein, und sagte mit einer gelassenen Mine: „Ich „habe die Nachricht von dem Tode meines „Sohns erfahren: die Armen haben also ihren „Proceß gewonnen.„

Willhelm Postel,

geb. in der Diöces Avranches 1505, gest. 1581.

I.

Postel verlohr in seinem achten Jahre Vater und Mutter durch die Pest. Seine elenden

Umstände nöthigten ihn, seinen Geburtsort und die Provinz zu verlassen. Er nahm also mit dem wenigen, was er sich sauer erworben hatte, den Weg nach Paris, um allda zu studiren. Ehe er aber auf ein Collegium der Universität aufgenommen ward, mußte er sich indeß mit einer Kammer behelfen, wo ihm sein bisgen Geld und Kleider gestohlen wurden. Der Winter war vor der Thüre, und Postel ohne Kleidung, so daß er von der Erkältung einen Durchfall bekam, an dem er beynahe gestorben wäre, und von welchem er sich kaum nach zweyen Jahren, die er in einem Hospital zubrachte, wieder erholen konnte. Er mußte, als er heraus kam, aus Noth Paris wieder verlassen, und der Mangel brachte ihn auf den Einfall, die Aerndte über Aehren zu lesen. Durch Mühe und Fleiß also brachte er es nicht allein damit so weit, daß er das ganze Jahr hindurch davon leben, sondern sich auch ein neues Kleid schaffen, und mit dem übrigen wieder eine Reise nach Paris thun konnte. Er begab sich in einem Collegio der Universität in Dienste, und nahm in kurzer Zeit in den Wissenschaften ungemein zu.

II.

Postel bildete sich ein, daß er einen natürlichen Verstand besäße, der den Verstand aller Menschen überträfe; und deßwegen machte er sich Hofnung, der Lehrer aller Nationen zu werden. Seine Absicht war, die ganze Welt zum wahren

ren Gebrauch der Vernunft zu bringen; und man glaubt, daß er sich deßwegen im J. 1544 unter die Jesuiten begeben habe. Er wollte, wie man sagt, einen Ritterorden stiften, der der **Orden Christi** heißen sollte, und sahe schon im voraus alle Jesuiten als so viel Ritter seines neuen Ordens an. Als aber diese Väter seine Träume inne wurden, gaben sie ihm den Abschied.

III.

Postel ward als ein Wunder der Welt angesehen. Die größten Herren suchten seinen Umgang, und machten ihm gewißermaßen ihre Aufwartung. Die gelehrtesten Männer bewunderten ihn; und man sagte insgemein, daß eben so viel Orakelsprüche, als Worte, aus seinem Munde giengen. Man versichert, daß als er zu Paris öffentlich las, die Menge der Zuhörer so groß gewesen sey, daß er sie auf den Hof treten lassen, und zum Fenster hinaus reden mußte. Das Lesen der Rabbinen aber, und die Sterndeuterey, mit der er sich abgab, setzten ihn die lächerlichsten Dinge in den Kopf.

IV.

Als Postel die Jesuiten verlassen hatte, schrieb er ein Buch, unter dem Titel: **Sieg des weiblichen Geschlechts.** In diesem Werke behauptete er, daß, wie das männliche Geschlecht durch das Blut Jesu Christi erlöst sey, so müsse das weibliche von einer gewissen Nonne, Namens

Johanna, die er zu Venedig gekannt hatte, erlöst werden.

V.

Postel wollte die Leute bereden, daß er einmal gestorben, und wieder auferstanden sey. Er schminkte sich zu dem Ende das Gesicht, und färbte die Haare und den Bart, da er sonst immer ein blasses Gesicht, graue Haare, und einen weißen Bart gehabt hatte; er nannte sich auch daher immer in seinen Schriften Postellus restitutus.

VI.

Carl IX. konnte ihn wohl leiden, und nannte ihn seinen Philosophen. Als dieser König eines Tages einen Brief vom Könige aus Ormus erhalten hatte, sollte ihn Postel erklären. Dieser that es in Gegenwart des ganzen Hofes, und sagte zum Könige: „Sire, ich kann aus Frankreich „bis nach China reisen, ohne einen Dollmetscher „nöthig zu haben; die Sprachen aller Völker sind „mir so bekannt, als die Wahrheit.„

Guido du Faur de Pibrac,

geb. zu Toulouse 1529, gest. 1584.

I.

Wenn de Pibrac sagen wollte, daß es wenig vernünftige Leute auf der Welt gäbe, so

so sagte er, alle gesunde Vernunft sey in den Sprichwörtern.

II.

Der französische Hof war mit der Aufführung des de Pibrac auf dem Concilio zu Trident so zufrieden, daß ihm die Regentinn, Catharina de Medicis, nach Languedoc schreiben, und an den Hof berufen ließ, um daselbst die Stelle eines Canzlers zu vertreten. Pibrac erhielt diesen Befehl zu Toulouse, und machte sich so gleich auf den Weg. Der Neid erwachte darüber, und sagte der Königinn, daß sie künftig die Erhebung dieses Mannes zu bereuen Ursache haben werde, indem er gar nicht für die Grundsätze wäre, auf welche sie die Regierung von Frankreich mit so viel Mühe und Fleiß gegründet hätte. Als sie dieses nicht glauben wollte, gab man ihr das vier und funfzigste Quatrain zu lesen.

Je hais ces mots de Puissance absolue,
De plein pouvoir, de propre mouvement;
Aux saints Decrets ils ont prémierement,
Puis à nos Loix la Puissance tollue.

„Die Ausdrücke einer unumschränkten Herr„schaft, einer höchsten Gewalt, einer eigen„mächtigen Regierung, sind mir äuserst ver„haßt: Sie haben zuförderst den göttlichen „Geboten, und hernach auch unsern Gesetzen, „alle Kraft benommen.„

Die Königinn dachte diesen Versen nach, und redete nichts mehr vom Pibrac.

III. Als

III.

Als der große Prinz von Conde sich nach Spanien retirirte, nahm er den Enkel des Pibrac mit sich. Eines Tages verlangte der Prinz ein Quatrain von seinem Großvater von ihm zu hören; er antwortete ihm aber, daß er keines wüßte. Als der Prinz nun nicht nachließ, so sagte der kleine Pibrac, daß er wohl eins wüßte; er fürchte aber, daß es ihm mißfiele. Der Prinz wollte es dem ohngeachtet hören, und Pibrac sagte ihm einige aus dem Stegreif gemachte Verse her, die den Inhalt hatten, daß es besser sey, sich einem Herrn zu unterwerfen, den man auf dem Throne findet, als das ganze Land in Unruhe zu bringen, unter dem Vorwande, ihm einen bessern Herrn zu verschaffen.

Marcus Antonius Muretus, geb. zu Limousin 1526, gest. 1585.

I.

Muretus hatte einen sehr aufgeweckten Geist; und wenn seine Zuhörer nicht stille genug waren, wußte er es ihnen auf eine empfindliche Art zu verweisen, durch die sie in Ehrfurcht erhalten wurden. Als einer unter ihnen eine Glocke mit in die Classe gebracht hatte, und während der Lection damit zu läuten anfieng, sagte Muretus: Wahrhaftig, ich würde mich gewundert haben, wenn

wenn unter so einem Haufen Vieh nicht ein Bock zu finden wäre, der mit seiner Glocke die Heerde anführte.

II.

Muretus machte schöne lateinische Verse, die er dem Joseph Scaliger zeigte, als ob sie von einem alten Poeten Trabeas wären. Scaliger glaubte es, und sprach davon als von einer glücklichen Entdeckung. Als er aber nach der Zeit erfuhr, daß ihn Muretus betrogen habe, schämte er sich, und verfertigte das Sinngedicht, welches dem Muretus die Lebensstrafe vorwarf, der er durch die Flucht entgangen war.

Qui rigidae flammas vitaverat ante Tolosae
Muretus, fumos vendidit ille mihi.

„Muretus, der ehemals der Strafe des „Feuers zu Toulouse entgangen ist, hat mir „Rauch zum Verkauf gebracht.

III.

Muretus ward zu Toulouse eines abscheulichen Lasters wegen angeklagt; ein Parlamentsglied kam, ihn davon zu benachrichtigen, und da er ihn nicht zu Hause antraf, schrieb er diesen Vers an ihn:

Heu fuge crudeles terras, fuge littus avarum.

Muretus, der daraus die Gefahr sahe, in der er schwebte, verließ das Königreich, und gieng nach Italien, wo er unterwegens in einem Wirthshause krank liegen blieb. Da er schlecht gekleidet

und überhaupt elend aussahe, so hielten ihn die Aerzte für etwas ganz anderes, als er wirklich war, und beredeten sich mit einander lateinisch, daß sie an diesem schlechten Menschen ein Mittel versuchen wollten, mit dem sie noch keine Probe gemacht hätten: Faciamus experimentum in corpore vili. Muretus sahe die Gefahr, in der er sich befand, raffte sich, so bald die Aerzte weg waren, zusammen, und setzte seinen Weg weiter fort. Die Furcht vor der Arzeney, die man ihm hatte geben wollen, kam seinem Körper so zu statten, daß er sich bald wieder wohl befand.

IV.

Als Muretus Professor zu Paris war, war der Zulauf öfters so groß, daß er durch die Zuhörer nicht hindurch kommen konnte, wenn ihn dieselben nicht auf den Achseln fortschoben, und so bis auf den Catheder trugen.

V.

Scaliger erzählt einen Umstand vom Muretus, der unglaublich scheint, daß er nemlich aus dem Gesichte einer Person, die einen Brief las, den Inhalt desselben habe errathen können.

Peter

Peter Ronsard,

geb. in Vendemois 1524, gest. 1585.

I.

Der sonst scharfsinnige Thuanus sagt, daß Ronsard in eben dem Jahre das Licht der Welt erblickt habe, als Franz I. bey Pavia gefangen ward; gleich als ob der Himmel Frankreich wegen der Gefangenschaft des größten seiner Könige, durch die Geburt eines Poeten habe trösten wollen.

II.

Ronsard erhielt den ersten Preiß in den poetischen Spielen zu Toulouse, welcher in einer gewissen Blume besteht. Da diese Blume von Silber war, und die Verdienste dieses Poeten dadurch nicht genugsam belohnt schienen, so ließ die Stadt Toulouse eine Minerve aus purem Silber gießen, die am Werthe sehr beträchtlich war, und schickte ihm dieselbe zum Geschenk. Man begleitete dasselbe mit einem Decret, in welchem Ronsard vorzüglich zum Poeten von Frankreich erklärt ward.

III.

Ronsard, sagt ein Geschichtschreiber, besang die Mademoiselle de Sürgeres, eine von den Hofdamen der Königinn, und bat den Düperron, eine Vorrede darzu zu machen, in welcher er sagen sollte,

sollte, daß er dieses Frauenzimmer auf eine sehr unschuldige Weise geliebet habe. Düperron gab gab ihm zur Antwort, daß er in dieser Absicht an statt der Vorrede nur das Bildniß dieses Frauenzimmers vorsetzen dürfe.

IV.

Chatelard, ein französischer Edelmann, der in Schottland, weil er sich in die Königinn verliebt, und sie an ihrer Ehre angegriffen hatte, enthauptet ward, hatte keine andere Vorbereitung zum Tode, als ein Gedichte von Ronsard. Brantome erzählt es folgender Gestalt: Als er an dem bestimmten Tage auf den Richtplatz geführt ward, nahm er zu seinem Troste die Hymnen des Ronsard mit sich, und las das ganze Gedicht vom Tode, das so wohl gerathen, und so fähig ist, die Furcht vor dem Tode zu vermindern; er hat außer demselben weder ein ander geistlich Buch, noch einen Priester um sich gehabt.

V.

Nie hat ein Mensch so viel Versprechungen gethan, als die Königinn Catharina von Medicis: Ronsard schrieb ihr daher die Ode über die Versprechungen zu.

VI.

Ronsard, der das Hofleben satt war, vertauschte es mit dem geistlichen Stande, und nahm die Pfarre zu Evailles in Vendomois an. Er ergriff daselbst die Waffen wider die Hugenotten,

und

und entschuldigte sich, daß, da er seine Pfarrkinder nicht mit dem Schlüssel des heil. Petrus, aus dem sich die Calvinisten nichts machten, habe vertheidigen können, so habe er das Schwerdt des heil. Paulus genommen, und mit demselben, an der Spitze seiner benachbarten Edelleute, seine Kirche und Parochie gegen die Plünderung beschützt.

VII.

Als Ronsard starb, hielt man ihm ein besonderes Leichenbegängniß, dem verschiedene Parlamentsglieder und andere vornehme Herren beywohnten. Der König schickte auch seine musikalische Capelle darzu. Düperron, der seitdem Cardinal geworden war, hielt ihm die Leichenrede. Der Auflauf des Volks war dabey so groß, daß der Cardinal Bourbon und verschiedene andere Prinzen und Herren wieder umkehren mußten, weil sie durch die Menge des Volks nicht durchdringen konnten.

VIII.

Man liest in dem vom Racan geschriebenen Leben des Malherbe, daß dieser Dichter über die Hälfte von Ronsards Gedichten ausgestrichen, und die Ursachen, die ihn darzu bewogen, auf den Rand geschrieben habe. Als nun eines Tages Racan, Colombi und einige andere von seinen Freunden diese Gedichte auf seinem Tische fanden und durchblätterten, so fragte ihn Racan, ob er das, was er nicht ausgestrichen hätte, für

gut hielte; und Malherbe antwortete: eben so wenig als das andere. Man sagte ihm darauf, daß wenn man nach seinem Tode das Buch fände, würde man glauben, daß er das, was er nicht ausgestrichen hätte, für gut gehalten habe. Das ist wahr, sagte Malherbe, und strich das übrige gleichfalls aus.

IX.

Wenn Malherbe ein Gedichte seinen Freunden vorlas, und etwas hartes oder unschickliches darinnen bemerkte, hielt er inne, und sagte: Hier habe ich einmal ronsardisirt.

Johann Dorat,

geb. zu Limoges zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, gest. 1588.

I.

Dorat erhielt mit seinen Versen so viel Beyfall, daß man ihm den Namen des französischen Pindars gab. Carl IX. machte seinetwegen eine besondere Stelle eines **königlichen Poeten**. Unterdeß gab er ihm doch eine sehr mäßige Besoldung. Nach dem Bericht des Brantome, soll dieser Prinz die Verse sehr geliebt, und diejenigen, die ihm dergleichen überreichten, zwar nicht auf einmal, doch aber nach und nach, belohnt haben, damit sie sich immer besser

besser angreifen möchten. Er verglich nemlich die Poeten mit den Pferden, die man zwar füttern, aber nicht mästen müßte, wenn sie gut seyn sollten.

II.

Dorat, der sich so viel Ruhm durch seine lateinischen Verse erworben hatte, verlohr ihn zum Theil wieder, weil er nicht zeitig genug aufhörte. Man spricht, sagt bey dieser Gelegenheit ein berühmter Schriftsteller, von verschiedenen Monarchen, die sich alle Tage von einem darzu bestellten Bedienten vorsagen ließen: **Erinnert euch dieser oder jener Sache.** Wenn es erlaubt ist, die Anwendung vom großen aufs kleine zu machen; so sollten die Poeten auch sich alle Tage zurufen lassen: **Erinnert euch eures Alters.** Horaz sagt, daß er einen solchen Freund gehabt habe.

III.

Dorat heyrathete in hohem Alter eine junge Person von neunzehn Jahren. Als ihm seine Freunde eine so späte Liebe vorwarfen, antwortete er ihnen, daß er vermöge der poetischen Freyheit darzu berechtigt sey. Diese fragten ihn weiter, warum er nicht lieber eine Person von einem reifern Alter, und das sich zu dem seinigen schickte, gewählt habe? Ich habe lieber gewollt, gab er zur Antwort, daß ein reiner und blanc geschliffener Degen mir das Herz durchbohren sollte, und nicht ein altes verrostetes Eisen.

IV.

Als Dorat den Tag vor seiner Hochzeit einem seiner Freunde davon Nachricht gab, und dieser ihm seine Verwunderung wegen seines Alters und der Jugend seiner Geliebten bezeugte, sagte ihm Dorat ganz trocken: **Morgen ist sie zur Frau gemacht.** Ein Scherz, den Cicero schon einmal vorgebracht hat.

Jacob Cujacius,

geb. zu Toulouse 1520, gest. 1590.

I.

Man merkt vom Cujaz zwey merkwürdige Dinge an. Die eine, daß er, wenn er studirte, sich die Länge lang mit dem Bauche auf einen Teppich auf die Erde legte, und die Bücher um sich herum liegen hatte; die andere, daß sein Schweiß einen angenehmen Geruch von sich gab, weßwegen er sich in diesem Stück mit Alexandern dem Großen zu vergleichen pflegte.

II.

Cujaz hielt sich zwar äußerlich zur catholischen Religion; was er aber im Herzen davon dachte, mochte er niemals frey heraus sagen. Wenn man ihn um seine Meynung über die damaligen Religionsstreitigkeiten befragte, gab er beständig zur Antwort: Nihil hoc ad edictum Praetoris.

III. De-

III.

Denen Einwohnern von Toulouse that es leid, daß sie ihr Stadtkind nicht selbst versorgt hatten, da sie hörten, wie viel Ehre er sich anderwärts erwarb; sie schrieben demnach an ihn, um ihn zurück zu berufen, aber er gab ihnen die kurze Antwort: Frustra requiritis absentem quem praesentem neglexistis.

IV.

Cujaz hatte eine artige, aber sehr verbuhlte Tochter. Seine Zuhörer versäumten gern eine Vorlesung des Vaters, um sich bey der Tochter davor a) schadlos zu halten. Sie nannten dieß über die Werke des Cujaz commentiren. Daher ist nachstehendes Sinngedicht entstanden:

Viderat immensos Cujaci nata labores
Aeternum Patri commeruisse decus;
Ingenio haud poterat tam magnum aequare parentem
Filia; quod potuit corpore fecit opus.

a) Cujaz war auch nicht der Mann, der seinen Schülern gern eine Freude verderbte. Sie kamen so gar und borgten Geld bey ihm, das er immer selten wieder bekam; daher er auch nach seinem Tode nicht viel hinterließ. So lange er aber las, mußten sie stille seyn, wenn er nicht vom Catheder fortlaufen sollte.

V.

Cujaz verordnete durch sein Testament, daß seine Bücher nach seinem Tode einzeln verkauft

werden sollten, um dadurch zu verhindern, daß sie nicht einem einzigen in die Hände geriethen, der die verschiedenen auf dem Rande geschriebenen Anmerkungen sammlen, und neue Bücher davon herausgeben könnte.

VI.

Man liest in den Recherches de Pasquier, daß Cujaz in Deutschland so in Ehren gehalten werde, daß, wenn ihn ein Professor nennt, er insgemein die Mütze a) abnimmt, um seine Achtung gegen ihn zu bezeugen.

a) Warum nicht gar die Perüque! So ungesittet sind unsere deutschen Professores nicht, daß sie ihre Collegia in der Mütze lesen sollten. Ich habe unzählige mal den Cujaz von verschiedenen Professoren nennen hören, ohne ein einzig mal zu bemerken, daß man bey seinem Namen von einem heiligen Schauer sey befallen worden, oder daß einer nach der Mütze gegriffen hätte.

Michael de Montagne,

geb. zu Perigrod 1533, gest. 1592.

I.

Die erste Sprache, zu der Montagne gewöhnt ward, war die lateinische. Sein Vater nahm einen in dieser Sprache geübten Deutschen, nebst noch zween andern geschickten Leuten an, als er noch als ein Kind in der Wiege lag. Es durfte

durfte auch sonst niemand, der nicht lateinisch sprach, ihm nahe kommen, so daß er in seinem sechsten Jahre noch kein französisches Wort wußte.

II.

Man hatte den Vater des Montagne beredet, daß es dem Gehirn der Kinder, und folglich ihrer Urtheilskraft Schaden thäte, wenn man, um sie aufzuwecken, sie im Schlafe erschreckte. Er ließ demnach seinen Sohn allemal durch den Klang eines angenehmen Instruments aufwecken.

III.

Montagne besaß einen gewissen Eigensinn, der ihm manchmal die Ordnung, die er als Bürgermeister zu Bourdeaux einführen wollte, verdarb. Balzac führt darüber einen merkwürdigen Ausdruck vom Herrn de la Thibaudiere, an, dessen er sich gegen den Herrn de Mere bediente, der den Montagne dem Cicero vorzog. „Sie „mögen ihren Montagne so hoch schätzen als Sie „wollen, sagte er, und ihn selbst über den Cicero „setzen; ich kann mir doch nicht vorstellen, daß „ein Mann, der die ganze Welt zu regieren ver„stand, nicht zum wenigsten eben so viel werth „sey, als einer, der Bourdeaux nicht regieren „konnte.„

IV.

Charron hat den Montagne nachgeahmt, wo es nur möglich gewesen ist. Diese Nachahmung stiftete zwischen beyden eine so genaue Freund-

schaft, daß Montagne, zu Bezeugung seiner Gewogenheit, ihm im Testamente erlaubte, das Wappen seiner Familie zu führen, weil er keine männlichen Erben hinterließ.

V.

Montagne hat in seinen Schriften verschiedene Gedanken der Alten, besonders des Seneca und Plutarchs angebracht, ohne sie iedoch zu nennen; damit, wie er sagt, seine Tadler sich verbrennen möchten, wenn sie dem Seneca und Plutarch die Nasenstüber gäben, die seiner Nase gelten sollten.

VI.

Man pflegte vom Montagne zu sagen, daß er den Menschen von seiner schlimmen Seite sehr gut gekannt, daß er aber von seiner guten Seite nichts gewußt habe.

VII.

Montagne, der beständig ausschweift, und bey dem Anfange eines ieden Kapitels so gleich auf Nebendinge geräth, hat einem witzigen Kopfe zu dem Ausspruche Gelegenheit gegeben, daß er einer von den Schriftstellern sey, die nicht wissen, was sie sagen wollen, aber sehr wohl verstehen, was sie sagen.

VIII.

Montagne sagt von den Gelehrten, die in allen Stücken gelehrt seyn wollen: Von allem etwas, und im ganzen nichts, auf französische Art.

IX. Bal-

IX.

Balzac sagt vom Montagne: „Er ist ein „Wegweiser, der uns irre, aber in weit schönere „Gegenden führt, als er uns versprochen hatte.

X.

Montagne erklärt sich an einem Orte, daß er die Gelehrten hasse, die ohne Bücher nichts thun könnten; und an einem andern Orte, die Wissenschaft wäre in einigen Händen ein Zepter, in andern aber eine Narrenkappe.

Jacob Amyot,

geb. zu Melün 1514, gest. 1593.

I.

Amyot war Hofmeister der königlichen Kinder. Als eines Tages über der Tafel das Gespräch auf Carln V. gefallen war, und man an diesem Kayser lobte, daß er seinen Hofmeister zum Pabst gemacht habe, machte dieses Gespräch so großen Eindruck auf das Herz des jungen Königs Carl IX, daß er den Amyot ansahe, und sagte, er wolle, wenn sich die Gelegenheit darzu zeigen sollte, eben so viel für den seinigen thun. Einige Zeit darnach ward die Stelle eines Großschatzmeisters von Frankreich erledigt, und der König trug sie ihm auf, der Einwendungen ohngeachtet, die er dawider machte. Als aber die Kö-

niginn davon benachrichtigt ward, die diese Stelle schon einem andern zugedacht hatte, ließ sie den Amyot rufen, und redete ihn mit diesen fürchterlichen Worten an: Ich habe die Guisen und die Chatillons, die Constabler und Canzler, die Könige von Navarra, und die Prinzen von Conde unter den Fuß gebracht; und will mit dir kleinem Bärenhäuter schon auch fertig werden. Amyot entschuldigte sich vergebens, daß er diese Stelle nicht habe annehmen wollen, die Königinn gab ihm zu verstehen, daß er, wenn er sie behielte, nicht vier und zwanzig Stunden mehr leben sollte. Das war die Sprache der damaligen Zeit. Die Reden dieser Prinzeßinn waren Befehle, und der König bestand gleichfalls sehr hartnäckig auf dem, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. Amyot verkroch sich, um so wohl der Freygebigkeit des Königs, als auch dem Zorn seiner Mutter zu entgehen. Da man ihn unterdessen an der Tafel vermißte, so befahl der König, ihn aufzusuchen; man fand ihn aber nirgends. Carl IX. merkte endlich was die Ursache seyn möchte, und entrüstete sich dermaßen, daß die Königinn, die sich vor ihm furchte, dem Amyot sagen ließ, sie wolle ihn in Ruhe lassen. Diese Begebenheit, die vom Abt Saint-Real erzählt wird, scheint einigen verdächtig.

II.

Amyot schien anfänglich uneigennützig, ward aber nach der Zeit geizig. Als er eines Tages Carln

Carln IX. um eine ansehnliche Zulage bat, sagte dieser Prinz zu ihm: Ey, mein lieber, ihr sagtet mir, daß ihr zufrieden seyn würdet, wenn ihr tausend Thaler Einkünfte hättet; ich glaube, daß ihr schon drüber habt. Sire, antwortete Amyot, der Hunger kommt, wenn man ißt.

III.

Amyot war von Geburt sehr arm; er vermachte in seinem Testamente dem Hospital zu Orleans zwölf tausend Thaler, aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er in demselben genossen hatte.

Philipp Desportes,

geb. zu Chartres 1546, gest. 1606.

I.

Es schrieb ein Poet ein Buch, unter dem Titel: la Rencontre des Muses, in welchem er zeigen wollte, daß Desportes die besten Gedanken, die sich in seinen Gedichten befanden, den Italiänern abgeborgt habe. Desportes nahm diesen Vorwurf gleichgültig auf, und sagte: Wenn ich gewußt hätte, daß dieser Autor wider mich schreiben wollte, so hätte ich ihm Materialien geben wollen, wodurch er sein Buch weit stärker hätte machen können; denn ich habe den Italiänern weit mehr abgeborgt, als er weiß.

II. Des-

II.

Desportes war, wenn er Verse machte, bisweilen so zerstreut, daß er vergaß, sich ordentlich anzuziehen, und einmal seine Aufwartung bey Hofe in einem sehr unsaubern Kleide machte. Heinrich III. fragte ihn, wie viel er ihm Besoldung gäbe, und nachdem ihm Desportes die Summe meldete, sprach der großmüthige König weiter: Ich lege euch noch einmal so viel zu, damit ihr euch nicht wieder in einer so schlechten Kleidung vor mir sehen lasset.

Joseph Justus Scaliger,

geb. zu Agen 1540. gest. 1690.

I.

Als Joseph Scaliger nach Holland zum Professor berufen ward, und dem Könige Heinrich IV. mit wenig Worten diese Vocation meldete, um sich bey ihm zu beurlauben, hätte alle Welt etwas wichtiges von Seiten des Königs erwartet; man erstaunte aber, als man weiter nichts, als dieses von ihm hörte: **Gut, Scaliger! die Holländer berufen euch, und geben euch eine starke Pension; ich lasse mirs gefallen.** Der König redete auch nichts weiter davon, sondern fragte ihn nur noch: **Ists wahr, daß ihr von Paris nach Dijon gereist seyd, ohne über Selle zu gehen?**

II. Gui-

II.

Guido Patin sagt: Wenn ich die Werke des Scaligers lese, verstehe ich das wenigste davon; ich beuge mein Haupt ehrerbietig, und erinnere mich an dem, was Martial sagt: Non omnibus datum est habere nasum.

III.

Joseph Scaliger suchte zu behaupten, daß ein großer Geist nicht zugleich ein großer Mathematikus seyn könne, um sich an dem Jesuiten Clavius zu rächen, den man ihm in der Verbesserung des Calenders vorgezogen hatte.

IV.

Casaubonus zitterte im Schreiben, wenn ihm einfiel, daß Scaligern das, was er schrieb, zu Gesichte kommen würde.

V.

Scaliger hat einen beträchtlichen Theil seines Lebens mit Erklärung der alten Autoren zugebracht. Bayle macht darüber eine sehr vernünftige Anmerkung. Ich weiß nicht, spricht er, ob man nicht sagen könnte, daß Scaliger zu viel Verstand und zu viel Wissenschaft gehabt habe, um einen guten Commentarium zu machen. Vermöge seines Verstandes fand er in den Alten weit mehr Geschmack und Genie, als sie in der That hatten; und seine große Gelehrsamkeit war Ursache, daß er tausend Anspielungen auf unbekannte Dinge des Alterthums in den Gedanken der

Alten fand; so daß, wenn er dergleichen Anspielung bey seinem Autor vermuthete, er auch den Text darnach verbesserte.

VI.

Der P. Petau soll auf seinem Todbette versichert haben, daß, wenn er, ehe er wider den Scaliger schrieb, seine göttlichen Briefe gesehen hätte, so würde er ihn nie angegriffen haben.

VII.

Justus Lipsius versicherte, daß er den Umgang mit Scaligern dem Triumphe eines römischen Consuls würde vorgezogen haben.

VIII.

Jede Nation spricht das Latein nach ihrer natürlichen Mundart aus. Als demnach ein schottländischer Edelmann den Scaliger lateinisch anredete, antwortete ihm dieser: Vergeben sie mir, mein Herr, wenn ich ihnen nicht antworte; ich verstehe die schottländische Sprache nicht.

IX.

Heut zu Tage, da man den Gelehrten nicht blos nach seiner Gelehrsamkeit, sondern auch nach seiner Aufführung schätzt, ist der Name eines Scaligers so groß nicht. Sein Stolz, seine Grobheit, und seine Verachtung gegen andere, die gewiß öfters eben so gelehrt waren, als er, verdunkeln den Ruhm seiner Gelehrsamkeit um ein merkliches. Man darf nur die Scaligerana lesen, und man wird ein Verzeichniß von Gelehrten

daraus machen können, die er alle Augenblicke Tölpel, Narren, Esel, Ignoranten u. s. w. nennt. Seine Schwärmerey wegen seiner Abstammung von den Prinzen von Verona, und gar von dem bayerischen Hause, hat der bekannte Scioppius in seinem Scaligero hypobolimaeo lächerlich genug gemacht. „Der Landgraf von Hessen,„ sagt er an einem Orte, „hat lieber dem Snellius „eine goldne Kette geschickt, als einem braven „Manne, wie ich bin; da ich doch ein Anver„wandter seiner Gemahlinn bin.„ Er las die Bücher nur in der Absicht, um Fehler zu finden, und hernach wie ein Tagelöhner zu schimpfen. „Als ich noch jung war,„ sagte er, „wettete ich, „ich wollte allemal auf der Stelle, wo ich die „Hand mit verschlossenen Augen in einem Buche „hinlegte, Fehler finden, und es traf allemal ein.„ Man kann über diese Fehler Scaligers einen eigenen Artikel im vierten Theile der **vernünftigen Gedanken** des Herrn Nemeiz nachsehen; ein Buch, in welchem viel artiges und gutes stehet.

Mathurin Regnier,

geb. zu Chartres 1573, gest. 1613.

I.

Dem Regnier ward ein Canonicat an der Cathedralkirche zu Chartres zugesprochen, nachdem

dem er bewiesen hatte, daß der Besitznehmer dieser Pfründe, um seine Besitznehmung von Rom aus bestätigen zu lassen, den Tod des vorigen Besitzers länger als vierzehn Tage geheim gehalten, indem er ein Scheit Holz ins Bette gelegt hatte, welches hernach an statt des Körpers zur Erde bestattet ward, den man schon zuvor heimlich begraben hatte.

II.

Regnier hat sich in seiner Grabschrift, die er acht oder zehn Jahre vor seinem Tode verfertigt hat, sehr wohl abgebildet:

J'ai vecu sans nul pensement,
Me laissant aller doucement
A la bonne loi naturelle,
Et je m'etonne fort pourquoi
La mort daigna songer à moi,
Qui ne songeai jamais à elle.

Ich lebte in den Tag hinein,
Und ließ, um stets vergnügt zu seyn,
Mich blos von meiner Neigung lenken.
Der Tod hat mich bestürzt gemacht:
Denn da ich nicht an ihn gedacht,
Was braucht er denn an mich zu denken?

Isaac

Isaac Casaubonus,

geb. zu Bourdeaux in Dauphine 1559, gest. 1614.

I.

Casaubonus war ein sehr bescheidener Calvinist. Einer seiner Söhne, Namens Augustin, war zur catholischen Religion getreten, und sollte unter die Capuciner aufgenommen werden; man verlangte aber, daß er, ehe er sein Gelübde thäte, erst den Segen von seinem Vater erhielte. Casaubonus gab ihm denselben von ganzem Herzen, und sagte dabey: Ich verdamme dich nicht, mein Sohn, verdamme du mich auch nicht; wir werden alle beyde vor dem Richterstuhle Jesu Christi erscheinen müssen.

II.

Casaubonus unternahm auf Verlangen des Königs von Engeland eine Critik über die Jahrbücher des Baronius; da er aber nur bis auf die ersten vier und dreyßig Jahre gekommen ist, so hat man gesagt, daß er nur den Giebel von dem Gebäude des Baronius angegriffen habe.

III.

Das erste mal als Casaubonus in die Sorbonne kam, sagte man zu ihm, das sey der Saal, wo man seit vierhundert Jahren disputirt

habe; und er fragte so gleich: Was hat man denn ausgemacht?

IV.

Als Casaubonus in der Sorbonne bey einer Disputation gegenwärtig war, hörte er zwar, daß es sehr hitzig zugieng, aber in einer so barbarischen Sprache, daß er im Weggehen sich nicht entbrechen konnte, zu sagen: **Ich habe in meinem Leben nicht so viel Latein gehört, von dem ich so wenig verstanden hätte.**

V. *

Dem Könige Heinrich IV. dedicirte er seinen Polybium, und bekam dafür 1000 Goldgülden zum Geschenk.

Stephan Pasquier,

geb. zu Paris 1528, gest. 1615.

I.

Als Pasquier bey der Eröffnung des Parlaments im J. 1587 bemerkte, daß der Priester, der die Messe las, den Gliedern dieser ehrwürdigen Versammlung den Frieden nicht zu küssen gab, sagte er, daß dieses ein Unglück für Frankreich voraus bedeute, und nach seiner Meynung erfolgte es bald; denn die Begebenheit, die man Journée des barricades nennt, trug sich im folgenden Monat a) May zu. Aber war es nicht leicht, diesen Vor-

Vorfall voraus zu sehen, wenn man die Gährung, in welcher die Gemüther damals waren, kannte?

a) Nicht im folgenden Monat May, sondern ein ganzes Jahr später, nemlich den zwölften May 1588. und vermuthlich muß die Jahrzahl oben darnach berichtigt werden. Heinrich III. hatte in seinem Reiche wider zwey Partheyen zu streiten: wider die Liguisten, deren Haupt Herzog Heinrich von Guise war; wider die Hugonotten, welche den König Heinrich von Navarra zum Anführer hatten; zu welchen sich noch eine dritte Parthey, die Sechzehner genannt, schlug. Als nun Heinrich III. den 12 May 1588 Völker in Paris einrücken ließ, in welchem die Sechzehner und Heinrich von Guise den Meister spielten, verrammelte das Volk die Gassen mit Fässern, Ketten und Balken, daß die königlichen Völker nicht durchkommen konnten, und dieses wird Journée des barricades genannt.

II.

Der berühmte Pater Garasse schrieb wider den Pasquier b) als er schon todt war, ein Buch, unter dem Titel: La Recherche des Recherches. Da dieser Jesuit sehr spashaft war, so schrieb er dieses Buch dem verstorbenen Stephan Pasquier, allenthalben wo er zu finden wäre, zu; denn, sagte er, da ich nie die Beschaffenheit der Religion dieses Mannes habe errathen können, so weiß ich auch nicht, auf welchem Wege er aus diesem Leben gegangen ist. Ich habe mich also genöthigt gesehen, auf gut Glück an

ihn zu schreiben, und dieses Paquet dahin zu addreßiren, wo man ihn antreffen wird.

b) Pasquier hatte zuvor wider die Jesuiten, besonders einen Catechisme des Jesuites geschrieben.

III.

Man hat den Pasquier ohne Hände gemahlt, um ihn so uneigennützig vorzustellen, als er war; und unter sein Bildniß hat man folgendes Sinngedicht gesetzt:

Ici je suis sans mains, vous demandez pourquoi,
Avocats, c' est pour Vous apprendre
Que nul n' observe mieux que moi
La loix, qui des cliens nous défend de rien prendre.

„Ich bin hier ohne Hände vorgestellt, und „ihr fragt, warum? Euch ihr Advocaten will „ich damit lehren, daß niemand besser, als ich, „das Gesetz beobachtet habe, das uns gebiethet, „nichts von unsern Clienten zu nehmen.„

IV. *

Das Sinngedicht auf seine böse und zanksüchtige Frau, verdient hier vielleicht eine Stelle. Man würde es mit mehrerm Rechte für schön gehalten haben, wenn es kürzer wäre:

Nulla dies nobis, non horula praeterit una,
Non punctum, nullus temporis articulus,

Quo

Quo non, vae miseris servis! succenseat uxor,
Succensetque mihi, ni simul ipse querar.
Illius ad nutum totus componor, & idem
Pacificus cum sim, tristia bella gero.
Sic mihi pax bello, sic pace bellum paratur,
Et placide ut possim vivere, vivo miser.
Si vel cum servis & conjuge litigo, sic est,
Hei mihi! Conjugium litigiosus amor.

Jacob August de Thou (Thuanus,)

geb. zu Paris 1553, gest. 1617.

I.

Thuanus war so bescheiden, daß, als er den Tod des Peter Pithöus erfuhr, er beynahe seine Geschichte zerrissen hätte, weil er, wie er sagte, nun weiter niemand wüßte, der ihm in Verfertigung derselben den Weg weisen könnte, wie dieser große Mann bisher gethan hatte.

II.

Thuanus verkaufte die Bedienung die er hatte, um Kanzler oder Premierpräsident zu werden; aber er erhielt weder die eine noch die andere von diesen Würden. Robert Stephanus führte um eben diese Zeit einen Proceß gegen eine Person, und verlohr denselben. Einige Zeit hernach be-

suchte dieser den Thuanus, welcher ihn mit seinem verlohrnen Processe aufzog, und zu ihm sagte: **Hof und Proceß verlohren.** Robert Stephan antwortete ihm scharfsinnig: **Hof und Parlament verlohren.**

III.

Thuanus hatte einen von den Voråltern des Cardinals Richelieu angegriffen, und dieser rachgierige Minister ließ den Sohn dieses großen Mannes ums Leben bringen. **Thuanus,** sagte er, **hat mich in seine Geschichte gesetzt, und ich will seinen Sohn in die meinige setzen.**

IV.

Der Pråsident Thuanus sagte nicht unrecht, daß nur die Geschichtbücher derer Glauben verdienten, die aufrichtig genug wåren, die Wahrheit von sich selbst zu gestehen.

V.

Auf einer Reise, sagt Thuanus, die ich mit dem Herrn von Schomberg nach Languedoc that, besuchte ich den Bischof von Mende auf seinem Landgute, Chanac genannt. Wir wurden daselbst herrlich bewirthet. Zugleich bemerkten wir, daß an allem Wilpret, das auf die Tafel kam, entweder der Kopf, oder ein Schenkel, ein Flügel, oder sonst ein Theil fehlete, und dieses gab dem Prålaten Gelegenheit, zu sagen, daß wir der Gefråßigkeit seines Einkaufers etwas zu gute halten müßten,

müßten, der von allem, was er heim brächte, erst etwas zu kosten pflegte. Als wir hernach hörten, daß diese Einkaufer Adler wären, wünschten wir, die Sache etwas genauer zu erkundigen. Wir fanden, daß die Adler ihre Nester in die Höhlung eines hohen Felsen machten. So bald die Hirten auf dem Felde dieses gewahr werden, bauen sie am Fuße des Felsen eine kleine Hütte, um sich vor den Adlern, wenn sie den Raub ihren Jungen bringen, zu verbergen. Wenn die Hirten dann sehen, das die Alten wieder fort geflogen sind, klimmen sie geschwind den Felsen hinan, und nehmen den Jungen ihren Fraß aus dem Neste hinweg. Sie legen davor das Eingeweide gewisser Thiere hinein; da sie es aber nicht in solcher Geschwindigkeit thun können, daß nicht die alten oder die jungen Adler schon etwas sollten gefressen haben, so ist dieß die Ursache, daß das Wilpret alle verstümmelt ist; indeß hat es einen weit bessern Geschmack, als alles das, was man auf dem Markte kauft. Wenn der junge Adler bald ausfliegen will, binden ihn die Hirten in dem Neste an, damit die alten fortfahren sollen, ihnen den Raub zuzutragen, bis ihn erstlich der Vater, und zuletzt auch die Mutter verläßt. Alsdann nehmen ihn die Schäfer weg, oder lassen ihn fliegen.

VI.

Als man dem Präsident Harlai einen Nachfolger ernennen wollte, ward die Sache nach Rom verschickt. Die drey Personen, die darzu vorge-

schlagen würden, waren Thuanus, Jambleville, und Verdün. Der Pabst antwortete der Königinn Regentinn mit diesen Ausdrücken: Il primo cretico, il secondo cattivo, il terzo non conosco. Der erste ist ein Cretenser (Lügner,) der andere nichts nütze, den dritten kenne ich nicht.

VII.

Als Thuanus im J. 1598 zu Saumür war, begegnete ihm eine sehr sonderbare Begebenheit. Es befand sich in dieser Stadt eine wahnwitzige Person, von der er noch nichts wußte. Diese Person war ihren Wächtern entlaufen, und vom Pöbel allenthalben in der Stadt herum getrieben worden. Da sie nun bey einbrechender Nacht einen Ort suchte, wo sie bleiben könnte, kam sie von ohngefehr in das Haus und in das Zimmer, wo der Präsident Thuanus im Bette lag, die Thüre aber zu verschließen vergessen hatte. Seine Bedienten lagen in einer Seitenkammer. Die Wahnwitzige schlich sich ganz sachte in das Zimmer des Präsidenten, und fieng an sich am Kamin auszuziehen; ihre Kleider hieng sie auf Stühle um den Kamin herum, damit sie am Feuer trocknen sollten, weil man sie mit Wasser begossen hatte. Als ihr Hemde ein wenig trocken war, legte sie sich zu den Füßen queer über ins Bette, und fieng an fest zu schlafen. Als sich hernach Thuanus in dem Bette, das ein wenig kurz war, einmal umwendete, fühlte er die Last, die ihm auf den Beinen lag, und wollte sie heraus

werfen.

werfen. Die Wahnwitzige fiel herunter auf die Erde, und machte durch ihren Fall, daß Thuanus vollends aufwachte, der, da er nicht wußte, was es war, anfänglich glaubte, es habe ihn nur geträumt. Da er aber iemand im Zimmer herum gehen hörte, zog er die Vorhänge des Bettes auf; da nun eben der Mond durch die Fenster schien, sahe er eine weiße Gestalt im Zimmer herum gehen. Zu gleicher Zeit fielen ihm die Lumpen am Kamin ins Gesicht, so daß er glaubte, es hätten sich Bettelleute herein geschlichen, um ihn zu bestehlen. Als das Mädchen ein wenig näher ans Bette kam, fragte er sie, wer sie wäre; und sie antwortete ihm, sie sey die Königinn des Himmels. An der Stimme erkannte er, daß es ein Frauenzimmer war. Er stand auf, rufte seine Bediente, und ließ sie aus dem Hause führen, worauf er sich wieder nieder legte. Jedweder andere würde bey einem solchen Vorfalle mehr Furcht gehabt haben. Der König, dem die Sache war erzählt worden, gedachte allemal daran, wenn er das Regina Coeli laetare in der Kirche anstimmen hörte, und sah sich nach dem Präsident Thuanus um.

VIII.

Die Engeländer haben den Buchhändler, der eine schöne Ausgabe von der Geschichte des Thuanus angekündigt hatte, von allen Abgaben und Imposten, die auf Pappier und Druck gelegt, und in Engeland sehr stark sind, frey ge-

sprochen. Man kann daraus ihre große Achtung gegen dieses Werk schließen.

IX.

Als der Sohn dieses großen Geschichtschreibers als Ambassadeur an den König von Engeland Jacob I. geschickt ward, sagte dieser Prinz zu ihm: Was? ihr seyd der Sohn dieses Pedanten, der so viel böses von meiner Mutter geschrieben hat, und wagt es, euch vor mir sehen zu lassen?

Jacob David Düperron, Cardinal,

geb. in Niedernormandie 1556, gest. 1618.

I.

Düperron hatte so viel Gewalt über den Pabst Paul V, daß dieser insgemein sagte: **Laßt uns Gott bitten, daß er den Cardinal Düperron regiere; denn der kann mich zu allen bereden.**

II.

Der Cardinal Düperron sprach gern viel. Als er einsmals auf ein gewisses Concilium zu reden kam, von welchem er immer ohne Aufhören redete, und sein Kammerdiener ihn dieses

Ge-

Gespräch anheben hörte, nahm er seinen Mantel, und sagte zu den andern Bedienten: Andiamo ab = = = **Wir wollen fort gehen; wir brauchen auch so bald nicht wieder zu kommen.**

III.

Man hielt einsmals eine Unterredung im Louvre über die Religion. Düperron bewieß die Verfälschung der Schriftstellen, deren sich Düplessis Mornay wider die Messe bedient hatte, so offenbar, daß dieser sich schämte, und nach Saumür sich begab. Man scherzte darüber, und sagte, daß er alle Passagen der heil. Schrift verlassen habe, um die Passage nach Saumür frey zu behalten.

IV.

Der Cardinal Richelieu verglich vier der besten Schriftsteller seiner Zeit mit den vier Elementen. Den Cardinal Berülle mit dem Feuer, wegen seines erhabenen Schwunges; den Cardinal Düperron mit dem Meere, wegen seiner unergründlichen Gelehrsamkeit; den Pater Coeffeteau mit der Luft, wegen seines weitläuftigen Genies; und den Düvair mit der Erde, wegen seiner vielfältigen und häufigen Arbeiten.

V.

Der Cardinal Düperron sagte, daß kein Ketzer wäre, den er nicht überzeugen wolle; aber sie zu bekehren, sey eine Gabe, die Gott nur dem Franz de Sales vorbehalten habe.

VI. Als

VI.

Als der Cardinal Düperron zu Paris in der Parochie Saint Paul wohnte, schickte er einen Pagen an den Pfarrer derselben Parochie, der ihn zu ihm rufen sollte, weil er etwas mit ihm zu sprechen hatte. Der Pfarrer antwortete, daß er kommen wollte, kam aber nicht. Düperron schickte noch einmal zu ihm, und erhielt eben die Antwort wieder, ohne daß der Pfarrer erschien. Den Cardinal verdroß die Unbescheidenheit dieses Mannes, und ließ ihm sagen, daß diese Aufführung schlecht wäre, und daß er den Augenblick kommen müsse. Der Pfarrer antwortete hierauf dem Pagen ganz kaltsinnig: Sagen Sie dem Herrn Cardinal nur, daß er Pfarrer zu Rom, und ich zu Paris sey; daß er sich in meiner Parochie befinde, und ich nicht in der seinigen. Düperron fand die gesetzte Antwort dieses Mannes gegründet, stand auf, und gieng selbst zu ihm. So bald ihn der Pfarrer kommen sahe, gieng er ihm bis auf die Gasse entgegen, und der Cardinal bezeugte ihm seine Hochachtung und Freundschaft.

VII.

Der Cardinal Düperron ließ alle seine Bücher zweymal drucken. Die erste Auflage war nicht stark, und ward nur unter gute Freunde vertheilt, damit sie ihre Anmerkungen hinzu machen könnten; wenn er nun alles noch einmal übersehen und verbessert hatte, so erfolgte die zweyte

Auf-

Auflage, welche vor die Welt war. Er hatte darzu eine eigene Druckerey in seinem Landhause zu Bagnolet, damit er gewiß versichert seyn könnte, daß die ersten Ausgaben nicht weiter ausgebreitet würden, als er es verlangte.

VIII.

Der Cardinal Düperron hatte eines Tages den Generaladvocaten Servin einer gänzlichen Unwissenheit beschuldigt. **Es ist wahr**, gab ihm dieser zur Antwort, **daß ich nicht gelehrt genug bin, um zu beweisen, daß kein Gott sey.** Der Cardinal schwieg und schämte sich. Um diese Antwort zu verstehen, muß man wissen, daß Düperron einmal die Verwegenheit gehabt hatte, gegen Heinrich III. über der Tafel zu sagen: **Ich habe ietzt bewiesen, daß ein Gott sey, und wenn Eu. Majestät mich morgen wieder hören wollen, so will ich Ihnen beweisen, daß kein Gott sey.** Der König ward dadurch so beleidigt, daß ihm Düperron nie wieder unter die Augen kommen durfte.

Theophilus Viaud,

geb. zu Angenois 1590, gest. 1626.

I.

Der Philosoph Nitard und der Poet Theophilus hatten eine gelehrte Unterredung mit einan-

einander zu Xaintes. Der Philosoph, dem das Geschwätz und die Irrthümer des Poeten verdrüßlich waren, sagte endlich: Mein lieber Theophile, es scheint, daß sie viel Witz haben; aber es ist Schade, daß sie keine Wissenschaften besitzen. Dieser gab ihm hierauf zur Antwort: Ich räume es ein, und nehme ihre Freyheit nicht übel; aber erlauben sie mir, ihnen mit eben der Freyheit zu sagen, daß sie mir alles zu wissen scheinen; es ist aber nur Schade, daß sie keinen Witz besitzen.

II.

Der Herzog von Uzes versprach dem Theophilus, ihn bey allen Gelegenheiten zu tragen, d. i. ihm immer zu Diensten zu seyn. Der Poet antwortete ihm so gleich auf folgende Art:

Monseigneur je vous remercie,
Tant d'honneur, je n' ai merité;
Et si de vous j' étois porté
On me prendroit pour le Messie.

„Ich danke Ihnen, Monseigneur; so viel „Ehre habe ich nicht verdient; und wenn ich „von ihnen getragen würde, so dürften mich „alle für den Meßias halten.„

III.

Als Theophilus bey einem vornehmen Herrn war, und daselbst einen Menschen fand, von dem man sagte, daß er ein Narr, und folglich ein

ein Poet wäre, machte Theophilus so gleich dieses Sinngedicht.

J'avouerai avecque vous
Que tous les Poëtes sont fous;
Mais sachant ce que Vous êtes
Tous les fous ne sont pas Poëtes.

„Ich bin mit Ihnen einerley Meynung, „daß alle Poeten Narren sind; da ich aber „weiß was ihr seyd, so weiß ich auch, daß nicht „alle Narren Poeten sind.„

IV.

Man sagt, daß der König Jacob I. den Theophilus nach Engeland verschrieben, ihn aber hernach, gewisser Ursachen wegen, die dem Poeten nicht allzu rühmlich sind, nicht habe sehen mögen. Theophilus redet davon in einem Sinngedichte, das heut zu Tage den Beyfall nicht finden würde, den es damals fand:

Si Jaques Roi du Savoir
N'a pas trouvé bon de me voir,
En voici la cause infaillible:
C'est que ravi de mon écrit
Il crut que j'etois tout esprit
Et par conséquent invisible.

„Wenn der gelehrte König Jacob mich „nicht zu sehen verlangt hat, so ist dieß die „wahre Ursache davon: Von meinen Gedich„ten bezaubert, glaubte er, daß ich ganz Geist, „und folglich unsichtbar sey.„

V. Der

V.

Der Abt d'Aubignac erzählt eine Begebenheit, die sich bey der Vorstellung der Tragödie Pyramus und Thisbe zugetragen haben soll. Ein junges Mädchen, die noch niemals bey einem Schauspiele gewesen war, als sie sahe, daß sich Pyramus umbringen wollte, weil er seine Geliebte für todt hält, sagte zu ihrer Mutter, daß man es doch dem Pyramus sagen sollte, daß Thisbe noch lebe.

VI.

Als eine Dame den Theophilus um ein Gedichte bat, in welchem er sie mit der Sonne vergleichen sollte, machte er folgendes aus dem Stegereif:

Que me veut donc cette importune?
Que je la compare au Soleil:
Il est commun, elle est commune;
Voilà ce qu' ils ont de pareil.

„Die Närrinn, plagt sie mich nicht, daß „ich sie mit der Sonne vergleichen soll? die „Sonne ist gemein, sie ist gemein; das ist „alles, worinne sie sich gleichen.„

Franciscus Malherbe,

geb. zu Caen, ums Jahr 1555, gest. 1628.

I.

Als Heinrich IV. eines Tages den Cardinal Düperron fragte, ob er keine Verse mehr mache, gab dieser zur Antwort: Nein, seitdem Malherbe die französische Poesie auf so einen hohen Grad gebracht hat, daß ihm niemand gleich kommen kann, so muß sich auch niemand mehr damit vermengen. Malherbe kam darüber nach Paris, und ist auch von da nicht wieder hinweg gekommen. Hof und Stadt würden mehr Vergnügen an ihm gefunden haben, wenn er mehr angenehmes im Umgange gehabt hätte; er sprach wenig, und alles was er sprach, war Spötterey.

II.

Als ihn einer von seinen Nefen, der aus der Schule kam, besuchte, legte er ihm den Ovidius vor. Da nun der junge Mensch nicht fortkommen konnte, sondern stockte, sagte Malherbe im Scherz zu ihm: Ich gebe euch den Rath, ein Soldat zu werden, denn ihr seyd sonst zu nichts nütze.

III.

Da sein Sohn vom Despiles war erstochen worden, wollte er ihn zum Duell heraus fodern,

und da ihm seine Freunde vorstellten, daß es eine Thorheit sey, wenn ein Mann von 73 Jahren sich mit einem jungen Menschen von 25 Jahren herum schlagen wollte, antwortete Malherbe: Eben deßwegen will ich mich schlagen; seht ihr denn nicht, daß ich nur einen Pfennig gegen eine Pistole aufs Spiel setze.

IV.

Ein angesehener Mann bey Hofe brachte einsmals Verse zu dem Malherbe, die er zum Lobe einer Dame verfertigt hatte, und ziemlich schlecht waren. Malherbe las dieselben mit Widerwillen, und fragte, als er damit fertig war, ob er verurtheilt worden wäre, entweder diese Verse zu machen, oder gehangen zu werden.

V.

Ein andermal bat ihn ein Poet aus einer Provinz, ihm eine Ode, die er auf den König verfertigt hatte, durch zu sehen, und ließ sie zu dem Ende zurück. Als er sie wieder abholen wollte, sagte Malherbe zu ihm, daß nur noch vier Worte hinzu zu setzen wären. Der Poet bat ihn, sie selbst darzu zu schreiben. Malherbe nahm die Feder, und setzte unter die Ueberschrift Ode an den König, die Worte, pour torcher, &c. **den = = zu wischen**, wickelte das Papier zusammen, und gab es dem Poeten wieder, der sich tausendmal dafür bedankte, und fortgieng, ohne zu wissen, was er ihm darauf geschrieben hatte.

VI. Als

VI.

Als einer seiner Freunde sich gegen ihn beklagte, daß nur Soldaten, oder Leute, die in Staatsgeschäfften arbeiteten, belohnt würden, und daß man die, die sich in den schönen Wissenschaften hervor thäten, ganz vergäße, antwortete er, daß dieß sehr weise sey, und daß ein guter Poet dem Staate nicht mehr nütze sey, als ein guter Kegelspieler.

VII.

Die Art, wie er seinen Bedienten strafte, ist sehr sonderbar. Er gab ihm täglich zehn Sous zu seinem Unterhalte, welches damals viel Geld war, und 20 Thaler des Jahrs zum Lohne. Wenn er nun mit ihm nicht zufrieden war, machte er ihm eine Vorstellung auf diese Art: Mein Freund, sagte er, wenn man seinen Herrn beleidigt, so beleidigt man Gott; und wenn man Gott beleidigt, muß man Vergebung der Sünde bey ihm suchen, man muß fasten und Almosen geben. Ich behalte also fünf Sous von eurem Kostgelde zurück, und will sie den Armen geben, und sagen, daß ihr sie ihnen schenkt.

VIII.

Nie hat iemand das, was er dachte, freyer heraus gesagt, als Malherbe. Der Erzbischof von Rouen hatte ihn gebeten, eine Rede, die er halten sollte, mit anzuhören, und Malherbe setzte sich nach dem Essen hin und schlief. Da ihn nun

der Prälat aufweckte, um ihn mit in die Predigt zu nehmen, bat ihn Malherbe, daß er ihn immer solle sitzen lassen, er wolle auch ohne seine Predigt schlafen.

IX.

Als ihm Abends ein Edelmann begegnete, der ihm eine Neuigkeit von sehr geringer Wichtigkeit erzählen wollte, unterbrach er ihn, und sagte: Gute Nacht, mein Herr, ich verbrenne für zween Groschen von meiner Fackel, und was sie mir erzählen, ist nicht einen Kreuzer werth.

X.

Malherbe traf einsmals einen Parlamentsrath an, welcher weinete, und fragte ihn um die Ursache seiner Betrübniß: Ey, antwortete ihm dieser, wie sollte man sich auch freuen können, da wir nun durch die unglückliche Entbindung der Prinzeßinn zween Prinzen vom Geblüt verlohren haben. Monsieur, Monsieur, antwortete ihm Malherbe, darüber dürfen sie sich nicht betrüben, es wird uns niemals an einem Herrn fehlen.

XI.

Man kann den Malherbe nicht wohl von einer gewissen Niederträchtigkeit und einem schmutzigen Geize frey sprechen, die ihn oft an den natürlichsten Empfindungen der Menschlichkeit hinderten. Die Grabschrift des Herrn Dis ist ein Beweiß davon.

Cy git Monsieur Dis.
Plût à Dieu qu'ils fussent dix;
Mes trois soeurs, mon pere & ma mere,
Le grand Eleazar mon frere,
Mes trois tantes & Monsieur Dis.
Vous les nommè-je pas tous dix.

„Hier liegt Monsieur Dis. Wollte der „Himmel, daß es ihrer zehn wären; meine „drey Schwestern, mein Vater und meine „Mutter, der große Eleasar mein Bruder, „meine drey Tanten, und Monsieur Dis; „Nenne ich sie auch alle zehn?

XII.

Als ihm der Herr de Meziriac, in Begleitung einiger seiner Freunde, ein Werk brachte, das er verfertigt hatte, und man es ihm als ein dem Publico sehr nützliches Werk anpries, fragte er, ob es das Brod wohlfeiler machen würde.

XIII.

Wenn man ihm etwas von Staatsangelegenheiten sagte, so hatte er immer das Wort im Munde; daß man sich nicht mit der Regierung eines Schiffes abgeben müsse, auf welchem man nichts als ein Reisender sey.

XIV.

Malherbe hatte eine sehr verächtliche Meynung von dem ganzen menschlichen Geschlechte überhaupt. Wenn er auf den Todschlag, den Cain an seinem Bruder Abel begieng, zu reden

kam, sagte er: Man sehe den vortrefflichen Anfang! Kaum waren ihrer drey oder vier auf der Welt, so schlägt schon einer davon seinen Bruder todt.

XV.

In seinem ganzen Betragen herrschte eine gewisse Unanständigkeit, die man ihm blos in Ansehung seiner Verdienste zu gute hielt. Seine Wohnung war schlecht, und nur mit 7 oder 8 Stühlen, aus Stroh geflochten, versehen. Da ihm nun die Liebhaber der schönen Wissenschaften fleißig zusprachen, so riegelte er inwendig die Thüre zu, wenn seine Stühle besetzt waren. Wenn nun weiter iemand anpochte, rufte er: **Wartet ein wenig, ich habe keinen Stuhl mehr.**

XVI.

Die Umstände seines Todes zeigen, daß er nicht viel Religion hatte. Man hatte alle Mühe, ihn zum Beichten zu bereden, und er entschuldigte sich immer damit, daß er nur gewohnt wäre, es zu Ostern zu thun. Yvrande, den er erzogen hatte, brachte es endlich dahin, indem er ihm vorstellte, er müsse doch auch wie andere Menschen sterben, da er wie andere Menschen gelebt habe. Malherbe fand, daß er recht hatte, und schickte nach dem Pfarrer. Man sagt, daß er in den letzten Zügen, eine Stunde vor seinem Tode, seiner Aufwärterinn noch einen Verweiß, wegen eines Worts, gegeben habe, das nicht gut französisch war; und da dieses sein Beichtvater nicht billigte, antwortete

er

er ihm, daß er sich dessen nicht entbrechen könnte, weil er die Reinigkeit der französischen Sprache bis an den Tod vertheidigen würde. Man setzt hinzu, daß, als ihm der Beichtvater die Glückseligkeit des andern Lebens in einigen unrichtigen und niedrigen Ausdrücken vorstellete, und ihn fragte ob er nicht ein groß Verlangen empfände, bald zu dem Genuß derselben zu gelangen, Malherbe geantwortet habe, daß er ihm nichts mehr davon sagen sollte, weil seine schlechten Ausdrücke ihm einen Ekel dagegen beybrächten. Unterdessen hat Rakan doch den Malherbe als einen sehr frommen Mann gepriesen, weil er einmal, während einer gefährlichen Krankheit seiner Frau, ein Gelübde gethan hatte, von Aix bis nach Saint-Beaume mit bloßem Haupte zu laufen, wenn sie wieder gesund würde.

XVII.

Wenn man dem Malherbe wegen der Uebersetzung, die er von einigen Werken des Seneka gemacht hatte, vorwarf, daß sie nicht treu genug wäre, gab er zur Antwort, daß er keine Speise vor die Köche habe zubereiten wollen, und daß ihm wenig daran liege, ob ihn die Gelehrten lobten, die die Werke, die er übersetzt hätte, selbst verstünden, wenn seine Uebersetzung nur den Hofleuten gefiele.

XVIII.

Man erzählte dem Malherbe, daß Goulmin die punische Sprache wieder hergestellt habe, und

daß er schon das Pater noster in derselben zu sagen wüßte. Malherbe, der es nicht glauben mochte, fieng so gleich ein Gewäsche an, das kein Mensch verstand, und sagte hernach: das war das Credo.

XIX.

Folgende Grabschrift auf den Malherbe hat der Poet Gombaud verfertigt:

L'Appollon de nos jours, Malherbe ici repose,
Il a véeu long-tems sans beaucoup de support
En quel siecle? Passant je n'en dis autre chose:
Il est mort pauvre, & moi, je vis comme il est mort.

„Der Apollo unsrer Zeit, Malherbe ruhet „allhier; er hat lange gelebt, ohne viel Gunst „genossen zu haben. Zu welcher Zeit? Wan„derer, ich sage weiter nichts: Arm ist er ge„storben, und ich lebe, so, wie er gestorben „ist.„

Theo=

Theodorus Agrippa d'Aubigne,

geb. in Xaintonge 1550, gest. 1630.

I.

D'Aubigne, der durch den Baron von Föneste, durch die Confession de Sanci, und seine Geschichten bekannt ist, war der Sohn eines Officiers, der zu Orleans das Commando unter den Calvinisten während der Religionskriege führte. Sein Vater, der eine Reise in den Angelegenheiten seiner Parthey nach Guienne thun mußte, fand den Sohn bey seiner Zurückkunft äußerst lüderlich. Um ihn nun zu züchtigen und zu bessern, ließ er ihm ein schlechtes Kleid machen, und in allen Handwerksläden der Stadt herum führen, daß er sich ein Handwerk erwählen sollte. Dem jungen Menschen gieng diese Demüthigung dermaßen zu Herzen, daß er ein Fieber bekam, und bald daran gestorben wäre. So bald er wieder gesund war, warf er sich seinem Vater zu Füßen, bat um Vergebung, und redete so zärtlich, daß die Umstehenden Thränen vergossen, und der Vater ihm verzieh.

II.

Als er seinen Vater verlohren hatte, und sein Vormund sahe, daß er das Studiren nicht fortsetzen, sondern den Soldatenstand ergreifen wollte, setzte er ihn ins Gefängniß. Da er nun von

einigen seiner Freunde erfuhr, daß sie zur Armee abgiengen, und man ihm alle Abende die Kleider weg nahm, ließ er sich mit den Bettüchern durch das Fenster hinab, und lief im Hemde und mit bloßen Füßen der Armee nach. Da diese unterwegens auf einige Catholicken stieß, sie angriff und schlug, eroberte Aubigne eine Armbrust; kein Kleid mochte er aber nicht nehmen, sondern verfügte sich nackend zu seinen Cameraden. Einige Hauptleute sorgten so gleich für eine Montur und versahen ihn mit Gewehr; er stellte über diesen Vorschuß eine Obligation aus, und schrieb diese Worte darunter: Ich verpflichte mich, dem Kriege nie den Vorwurf zu machen, daß ich durch ihn um das meinige gekommen sey, indem ich nicht in so elenden Umständen aus demselben zurück kommen kann, als ich in denselben gegangen bin.

III.

Als Aubigne eines Tages seine Unglücksfälle dem Herrn de Talcy erzählte, fiel ihm dieser ins Wort, und sagte zu ihm: Sie haben Papiere in den Händen, an welchen dem Kanzler de l'Hopital viel gelegen ist, der sich ietzt auf seine Landgüter begeben, und weiter zu nichts mehr nütze ist; ich will ihm sagen lassen, was in ihren Händen ist, und wette, daß sie zehn tausend Thaler, entweder von ihm selbst, oder von denen, die seinen Untergang suchen, dafür haben sollen. Aubigne suchte so gleich diese Papiere, und warf sie ins Feuer, und da Talcy ihn deßwegen schalt, ant-

antwortete er: Ich hätte mich vielleicht verführen lassen; es ist aber besser, daß ich die Papiere verbrenne, als daß sie mich verbrennen. Den folgenden Tag kam Talcy wieder zu ihm, und sagte: Sie haben mir zwar ihre Gedanken noch nicht eröfnet; ich bin aber scharfsichtig genug, zu entdecken, daß sie meine Tochter lieben. Ob nun gleich verschiedene, die weit reicher sind, als sie, um dieselbe anhalten, so haben doch die Papiere, die sie gestern verbrannten, mich geneigt gemacht, ihnen meine Tochter zu geben.

IV.

Da Heinrich IV. dem d'Aubigne verschiedene Verrichtungen aufgetragen hatte, und ihm endlich keine andere Belohnung als sein Portrait gab, schrieb Aubigne diese vier Zeilen darunter:

Ce Prince est d'étrange nature
Je ne sais qui diable l'a fait:
Il récompense en peinture
Ceux qui le servent en effet.

„Welcher Teufel hat den wunderlichen „Prinzen gemacht? Er giebt gemalte Belohnungen denen, die ihm wirkliche Dienste geleistet haben.„

V.

Aubigne verließ mißvergnügt den Hof. Heinrich IV, der einen getreuen Diener an ihm verlohren hatte, schrieb vier Briefe nach einander

an

an ihn, um ihn zurück zu rufen, welche Aubigne alle ins Feuer warf. Als er aber vernahm, daß der König, auf die falsche Nachricht, daß er bey Limoges gefangen genommen worden sey, einige Ringe von seiner Gemahlinn bey Seite gelegt hätte, um ihn damit los zu kaufen, entschloß er sich, wieder in seine Dienste zu treten, und that es auch so gleich.

Paul Hay dü Chatelet,

geb. in Bretagne 1592, gest. 1636.

I.

Chatelet war der erste, der in der französischen Akademie eine Rede vorlas. Ob er gleich gewohnt war, öffentlich zu reden, so versicherte er doch, daß ihm nie eine Versammlung so ehrwürdig geschienen, und daß er sich also der Erlaubniß bediene, die damals denen Mitgliedern der Akademie verstattet ward, ihre Reden vorzulesen, statt sie auswendig her zu sagen.

II.

Als man den Proceß des Bouteville formirte, verfertigte Chatelet ein Factum für ihn, worinne eben so viel Beredsamkeit als Dreustigkeit war. Als ihm der Cardinal Richelieu vorwarf, daß er die Gerechtigkeit des Königs beleidige, antwortete er: Vergeben Sie mir, ich vertheidige seine

seine Barmherzigkeit, wenn er die Gnade haben will, sich deren gegen einen der tapfersten Männer in seinem Königreiche zu bedienen.

III.

Als er eines Tages mit dem Herrn von Saint-Preuil bey dem Könige war, der den Herzog von Montmorenci bey dem Könige wieder in Gnade zu bringen suchte, und es sich sehr angelegen seyn ließ, sagte der König zu ihm: Ich glaube, daß Chatelet wohl möchte einen Arm verlohren haben, um den Montmorenci zu retten. Sire, antwortete Chatelet, ich wollte sie alle beyde verlohren haben, da sie Eu. Majestät nicht dienen können, wenn ich dadurch einen gerettet hätte, der Schlachten für Sie gewonnen hat, und noch ferner gewinnen kann.

IV.

Als Chatelet auf Befehl des Königs ins Gefängniß a) war gesetzt worden, und ihn, nach seiner Befreyung, der König in der Messe nicht ansehen wollte, sondern das Gesicht nach einer andern Seite kehrte, ließ Chatelet dem Könige sagen, daß er sich nicht vor ihm schämen solle, weil er ihm alles von Herzen vergeben habe. Darüber lachte der König, und erwieß sich sehr freundlich gegen ihn.

a) Die Ursache war, daß er in dem Proceß des Marschalls von Marillac keinen Richter hatte abgeben wollen. Dieser Ludewig von Marillac war ein Todfeind des Cardinals Richelieu, und hatte

sich

sich verlauten lassen, daß er ihn mit eigener Hand ermorden wolle. Er ward also im Lager zu Felizzo in Piemont gefangen genommen, und zu Paris den 8 May 1632 öffentlich enthauptet.

V.

Der Cardinal Richelieu machte ihm über eben diesen Arrest eine Entschuldigung; und Chatelet antwortete ihm: Ich mache einen großen Unterschied unter dem Bösen, das Eu. Eminenz thun, und dem, das sie nur zulassen; ich bin allemal, wie vorher, zu dero Diensten.

VI. *

Eben dieser Chatelet, bekam einmal, als er noch Generaladvocat im Parlament zu Rennes war, derbe Schläge, weil er in einer gewissen Rechtssache sich anzüglicher Redensarten bedient hatte. Es ist vielleicht manchem von seinen Brüdern ein gleiches begegnet, die ihre Schläge wieder abgeschüttelt haben, um neue zu verdienen; dieser aber legte sein Amt nieder, und verließ Rennes.

Nicolaus Claudius Fabri Peirescius,

geb. zu Aix 1580, gest. 1637.

I.

Als Peirescius zu London in einer Gesellschaft gelehrter Leute speisete, brachte ihm ein gewisser Doktor, Thorius, eine Gesundheit zu, in einem so ungeheuern großen Glase, daß Peirescius sich lange entschuldigte, und nicht eher Bescheid that, bis ihm Thorius versprach, gleichfalls eine Gesundheit von ihm anzunehmen. Peirescius trank das Glas aus, und ließ es hernach mit Wasser wieder füllen. War es dem Peirescius sauer geworden, Bescheid zu thun, so ward es iezt dem englischen Doktor noch weit sauerer. Er seufzete aus ganzem Herzen, nahm das Glas wohl zehnmal an den Mund, und sezte es wieder hin, bis er es endlich nach oft wiederholten Versuchen ausgeleert hatte.

II.

Der gelehrte Heinrich Valesius hatte in einem alten Schriftsteller etwas vom Hafen zu Smirna gelesen, das man nicht verstehen konnte, wenn man nicht die Gegend selbst gesehen hatte. Er schrieb diesen Umstand an den Peirescius, und dieser schickte so gleich einen Maler zu Schiffe nach Smirna, um den Grundriß und die Aussicht

des

des Hafens daselbst aufzuzeichnen. Diese Zeichnung schickte er hernach an den Valesius, der sich zwar deßwegen bedankte, aber ihm zu gleicher Zeit meldete, daß es ihm noch kein Genüge thäte. Peirescius ward verdrüßlich, daß er einen so beträchtlichen Aufwand vergebens sollte gemacht haben, und schrieb ihm wieder, daß er weder ihm, noch seinem Maler, die Schuld geben müsse, sondern sich selbst, weil er selten mit etwas zufrieden wäre.

III. *

Seine Manuscripte und Briefschaften, worunter sehr viele vom Salmasius waren, hatten das Schicksal, daß sie einer unverständigen Nichte in die Hände fielen, die sich derselben, das Feuer im Kamin anzuzünden, bediente.

Franciscus Maynard,

geb. zu Toulouse 1582, gest. 1646.

I.

Da die Art der Poesie, in welcher Maynard am glücklichsten war, das Epigramma war, so gab ihm ein gewisser Parlamentsrath zu Toulouse alle Jahr einen Martial zum heiligen Christ.

II.

Die Art, womit sich Maynard, seiner schlechten Umstände wegen, gegen den Cardinal Richelieu beklagte,

beklagte, und etwas von ihm zu erhalten suchte, ist überaus fein und schmeichelhaft für den Cardinal:

Armand, l'age affoiblit mes yeux,
Et toute ma chaleur me quitte;
Je verrai bien-tot mes Ayeux
Sur le rivage du Cocyte;
Je serai bien-tot des suivans
De ce bon Monarque de France,
Qui fut le pere des Savans
En un siecle plein d'ignorance.
Lorsque j'approcherai de lui,
Il voudra que je lui raconte
Tout ce que tu fais aujourd'hui
Pour combler l'Espagne de honte.
Je contenterai son desir;
Et par le recit de ta vie
Je calmerai le déplaisir
Qu'il reçut au Camp de Pavie;
Mais s'il demande à quel emploi
Tu m'as occupé dans le monde,
Et quel bien j'ai reçû de toi,
Que veux-tu que je lui reponde?

„O Richelieu! das Alter schwächt mein „Gesicht, meine natürliche Wärme geht ver„lohren; ich werde bald meine Väter an dem „Ufer des Cocytus sehen, und mich unter die „Begleiter des vortrefflichen Königs von „Frankreich mischen, der in einem unwissenden

„Jahrhunderte der Vater der Gelehrten war.
„Wenn ich mich ihm nähern werde, wird er
„verlangen, daß ich ihm alles erzählen soll,
„was du heut zu Tage unternimmst, um Spa-
„nien zu demüthigen. Ich werde seinem Ver-
„langen Genüge leisten, und durch die Erzäh-
„lung deines rühmlichen Lebens das Mißver-
„gnügen dämpfen, das er vor Pavia einst
„empfand. Wenn er mich aber fragt, zu
„welchen Verrichtungen du mich gebraucht ha-
„best, und welche Wohlthaten ich von dir ge-
„nossen habe, was willst du, daß ich ihm ant-
„worten soll?

Nichts, antwortete ihm der Cardinal Richelieu. Dieß scheint beynahe unglaublich von einem Minister, der die Gelehrten so sehr liebte, und selbst Poeten belohnte, die es weit weniger verdienten, als Maynard. Man sagt indessen, daß dieser große Mann sich nie dieses Dichters angenommen habe, weil er nicht vertragen konnte, daß man bey ihm um etwas bat, sondern den Ruhm haben wollte, daß er aus eigenem Triebe freygebig sey.

III.

Maynard hatte, zum Beweise des Ekels, den er vor dem Hofe und der ganzen Welt hatte, folgende Aufschrift über sein Kabinet machen lassen:

Las

Las d'espérer & de me plaindre,
Des Muses, des grands & du sort;
C'est ici que j'attends la mort,
Sans la desirer ni la craindre.

„Müde zu hoffen, und mich über die Mu„sen, über die Großen und über das Schicksal „zu beklagen, erwarte ich hier den Tod, ohne „ihn weder zu verlangen, noch zu fürchten.„

IV.

Maynard beobachtet in seinen Versen eine sehr natürliche Construction, ohne Zwang, ohne Versetzung. Als ihm demnach sein Sohn Verse, die er selbst gemacht hatte, vorlas, und an einem Orte ein Wort nicht an seinen rechten Platz gestellet hatte, so daß daher eine Zweydeutigkeit entstand, ließ er sich diese Stelle dreymal vorlesen, als ob er sie nicht verstehen könnte. Endlich sagte er zu seinem Sohne: Ey, mein Sohn, hier bist du kein Maynard gewesen, denn diese pflegen ihre Worte nicht so zu construiren.

V.

Maynard war ein vortrefflicher Nachahmer; seine Originalarbeiten aber geriethen nicht sonderlich. Man hat daher von ihm eben das Urtheil gefället, das Scaliger in seiner Poetik vom Erasmus gefället hat: Homo ex alieno ingenio poëta, ex suo versificator.

VI.

Maynard hatte sich mehrentheils in einer Provinz aufgehalten, und kam kurz vor seinem Tode nach Paris. Wenn er nun in Gesellschaft sprach, so sagte man ihm immer: **Das Wort ist nicht mehr gebräuchlich.** Dieses wiederfuhr ihm so oft, daß er endlich dieses kleine Gedicht machte:

En cheveux blancs il me faut donc aller
Comme un enfant tous les jours à l'Ecole?
Que je suis fou d'apprendre à bien parler,
Lorsque la mort vient m'oter la parole.

„Mit weißen Haaren auf dem Haupt muß „ich also noch alle Tage wie ein Kind in die „Schule gehen? Was für ein Thor bin ich, „daß ich noch gut will sprechen lernen, da der „Tod mich bald der Sprache berauben wird.„

Vincent Voitüre,

geb. zu Amiens 1598, gest. 1648.

I.

Voitüre war eines Weinhändlers Sohn, trank aber lauter Wasser, welches Gelegenheit zu allerhand scherzhaften Einfällen gab. Als er eines Tages in ein Weinhaus kam, wo einige Officiere zusammen tranken, kam ihm einer

mit dem Glase in der Hand, und diesen Versen entgegen:

Quoi Voiture tu dégéneres!
Hors d'ici magrebi de toi,
Tu ne vaudras jamais ton pere,
Tu ne vens du vin ni n'en bois.

„Was Voitüre, du bist aus der Art geschla„gen! Packe dich, du armer Schlucker! du „wirst niemals so viel werth seyn, als dein „Vater. Du verkaufst keinen Wein, und „trinkst auch keinen.„

II.

Da man vom Voitüre sagte, daß er die Tochter eines königlichen Einkaufers heyrathen wolle, ward folgendes Sinngedicht verfertigt:

O que ce beau couple d'Amans
Va gouter de contentemens!
Que leurs délices seront grandes!
Ils seront toujours en festin.
Car si la Prou fournit les viandes,
Voiture fournira le vin.

„O was wird dieses verliebte Paar für „Vergnügen schmecken! wie groß wird nicht „ihr Ergötzen seyn! Sie werden beständig in „Schmausereyen leben; denn wenn die Braut „das Fleisch giebt, so wird Voitüre den Wein „geben.„

III.

Madame Desloges spielte einsmals das Sprichwörterspiel mit ihm, und wollte eins der seinigen nicht gelten lassen: **Das taugt nichts,** sagte sie, **zapft uns eins aus einem andern Fasse an.** Der Marschall de Bassompiere sagte dabey: **der Wein, der andere Leute beherzt macht, macht den Voitüre mattherzig;** wodurch er zu verstehen gab, daß er sich über diesen Punkt nicht gern aufziehen liesse. a)

a) Beynahe hätte ich nicht gewußt, was ich aus dieser ganzen Anecdote machen sollte. Ich hätte sie weglassen sollen: das beste Mittel, eine Sache zu erklären, die man nicht recht versteht. Wer aber gern alles aufs reine gebracht wissen mag, dem will ich hier einen andern Einfall des Marschalls Bassompiere mittheilen, der vielleicht hieher gehört. „Es ist Schade,„ sagte er vom Voitüre, „daß er nicht bey der Lebensart seines Vaters geblieben ist, denn da er das Süsse (les douceurs) „liebt, so würde er uns lauter Hypocras zu trinken gegeben haben.„ Les douceurs heißen auch Schmeicheleyen, die man dem Frauenzimmer vorsagt, und hierinne steckt das schalkhafte dieses Einfalls.

IV.

Als Voitüre einen Hofmann mit einer anzüglichen Rede beleidigt hatte, so suchte dieser Gelegenheit zur Rache, und foderte ihn heraus. Ey, sagte Voitüre, wir sind einander zu ungleich: Sie sind groß, und ich bin klein; sie sind ein Held,

Held, und ich ein Poltron; sie wollen mich todt stechen, nun gut, ich halte mich schon für todt. Sein Feind lachte darüber, und ließ ihn gehen.

V.

Madame de Sable, die eine gute Freundinn des Voitüre war, pflegte ihm öffters im Scherz den Vorwurf zu machen, daß er so eitel als ein Frauenzimmer sey; welches seinen Charakter sehr wohl ausdrückt.

VI.

Voitüre war so verliebt, daß er sich öffters rühmte, er habe Frauenzimmern von allerley Stande Zärtlichkeiten vorgeredet, vom Zepter bis zum Hirtenstabe, wie man von ihm zu sagen pflegt.

VII.

Benserade machte ein Sonnet auf den Hiob, welches mit des Voitüre seinem an Uranien verglichen ward. Der Hof war über diese beyden Stücke getheilt. Beyde Partheyen stritten heftig mit einander, und richteten nichts aus. Die eine hatte unter dem Namen der Jobelins den Prinz von Conti, und die andere unter dem Namen der Uranins die Frau von Longueville zu Anführern. Eine sinnreiche Person hat deßwegen gesagt:

Le destin de Job est étrange
D'étre toujours persecuté:
Tantot par un démon & tantot par un ange.

„Das Schicksal Hiobs ist sehr sonderbar, „indem er immer verfolgt werden muß: Bald „vom Teufel, und bald von einem Engel.„

VIII.

Voitüre war auch sehr großmüthig. Balzac ließ ihn um vierhundert Thaler bitten. Voitüre lieh sie ihm so gleich, nahm den Schein des Balzac, und schrieb unten darunter: Ich Endes Unterschriebener bekenne, daß ich dem Herrn Balzac achthundert Thaler schuldig bin, wegen des Vergnügens, das er mir macht, indem er vierhundert Thaler von mir geborgt hat. Diesen Schein schickte er dem Balzac zugleich wieder mit. Diese wenigen Zeilen machen ihm mehr Ehre, als seine schönsten Briefe.

IX.

Da die Marquise von Sable den Tod des Voitüre erfuhr, sagte sie: Bisher habe ich mich vor dem Tode nur gefürchtet; weil er mir aber den Voitüre wegnimmt, so will ich ihn bis ins Grab hassen.

X. *

Chapelain schreibt in einem Briefe an den Herrn Balzac folgendes vom Voitüre: „Bey „den leichtfertigen und muthwilligen Briefen, die „er schreibt, ist er nicht weniger ein guter Christ. „Er hat das Geheimniß gefunden, nach der Welt „und nach dem Evangelio zu gleicher Zeit zu le„ben; des Morgens fleißig und aus wahrer An„dacht

„dacht in die Messe zu gehen, und des Nachmit„tags seine gewöhnlichen Galanterien fortzuse„tzen.„ Dieß Urtheil des Chapelain ist eben so gründlich, als seine Verse schön sind. Balzac ist ohne Zweifel verständiger, wenn er an den Chapelain schreibt: „An statt Reime auf luë zu„sammen zu suchen, wäre es für den Herrn Voi„türe so wohl, als auch für mich, besser, daß wir „uns aufrichtig bekehrten. Wir sind, einer wie „der andere, über funfzig Jahr alt, von welchen „wir beyde vielleicht keine Viertelstunde nach den „Vorschriften des Herrn von Saint Cyran ge„lebt haben.„

Johann Rotrou,

geb. zu Dreux 1609, gest. 1650.

I.

Rotrou stellte den ganzen Rath zu Dreux vor, als eine ansteckende Krankheit diese Stadt heimsuchte. Seine Freunde in Paris lagen ihm an, sein Leben in Sicherheit zu setzen, und diesen gefährlichen Ort zu verlassen, aber er antwortete, daß es sein Gewissen nicht erlaube, weil er allein die Ordnung bey diesen Umständen zu erhalten im Stande sey. Er endigte seinen Brief mit diesen Worten: Ich gestehe, daß die Gefahr hiesigen Orts sehr groß ist, weil in dem Augenblick, da ich

dieses schreibe, die Glocken für die zwey und zwanzigste Person, die an diesem Tage gestorben ist, geläutet werden. Man mag sie für mich auch läuten, wenn es Gott gefällt.

II.

Rotrou wollte seinen **Wenceslaus** eben heraus geben, als er einer Schuld halber, die er nicht bezahlt hatte, ins Gefängniß gesetzt ward. Die Summe war nicht beträchtlich; aber Rotrou war ein Spieler, und folglich sehr oft ohne Geld. Er ließ die Comödianten rufen, und verhandelte ihnen seine Tragödie für zwanzig Pistolen. Er erhielt das Geld, und kam aus dem Gefängnisse heraus. Seine Tragödie ward gespielt, und zwar mit solchem Glück, daß die Comödianten es für billig hielten, ihm noch besonders ein Geschenk zu machen. Man weiß nicht, ob es Rotrou angenommen habe.

III.

Rotrou war ein Spieler; er hatte aber eine ganz besondere Art Geld zu sparen, und nicht alles auf einmal zu verlieren. Wenn er für ein verfertigtes Stück von den Comödianten Geld erhielt, warf er es insgemein auf einen Haufen Reisigbündel. Wenn er nun Geld brauchte, mußte er es aus diesen Bündeln wieder heraus schütteln, und die Mühe, die ihm dieses machte, verursachte zugleich, daß er nicht alles auf einmal fand, sondern immer noch etwas übrig behielt.

IV. Der

IV.

Der große Corneille pflegte zu sagen: „Der „Herr Rotrou, und ich, würden den Pickelherin„gen und Marionettenspielern ihren Unterhalt „verschaffen;„ wodurch er zu verstehen gab, daß ihre Stücke Zuschauer genug haben würden, wenn sie auch noch so schlecht vorgestellt würden.

V.

Alle Poeten empörten sich wider den Cid. Nur Rotrou wollte dem Neide des Cardinals Richelieu nicht zu Diensten seyn. Der große Corneille nannte ihn daher seinen Vater.

Claudius Faber de Vaugelas,

geb. zu Chamberi 1585, gest. 1650.

I.

Voitüre scherzte oft gegen den Vaugelas wegen der allzu großen Sorgfalt, die er auf seine Uebersetzung des Curtius wandte. Er sagte, daß in der Zeit, als er einen Theil verbesserte, sich unterdessen die Sprache verändere, so daß er hernach den andern Theil immer wieder verbessern müßte. Bey welcher Gelegenheit er das, was Martial von einem Barbier sagt, anführte, der so lange über einem Barte zubrachte, daß unterdessen ein neuer wuchs:

Eutra-

Eutrapolus tonsor, dum circuit ora Luperci,
Expungitque genas, altera barba subit.

So sagte Voiture auch: altera lingua subit. Unterdessen ward diese Uebersetzung mit so großem Beyfall aufgenommen, daß Balzac sagte, der Alexander des Curtius sey unüberwindlich, aber des Vaugelas seiner unnachahmlich.

II.

Als der Cardinal Richelieu von der französischen Akademie verlangte, daß sie ein Dictionnair verfertigen sollte, gab man ihm zu verstehen, daß das beste zu Beförderung einer solchen Arbeit sey, wenn man dem Vaugelas die Sorge dafür auftrüge, und ihm der König eine Pension, von zweytausend Livres, die er bisher nicht erhalten hätte, ferner auszahlen ließe. Der Cardinal gab die Verordnung darzu, und Vaugelas gieng, sich bey ihm zu bedanken: „Nun, mein Herr, sagte der „Minister zu ihm, sie werden doch das Wort „Pension im Wörterbuche nicht auslassen?„ Nein, antwortete ihm Vaugelas, und auch nicht das Wort Dankbarkeit.

III.

Vaugelas sagte insgemein, daß ein schlechter Schluß weniger nachtheilig sey, als ein schlechter Ausdruck, weil nur Leute, die zum Ueberlegen gewohnt sind, einen falschen Schluß einsähen, da hingegen ein schlechtes Wort aller Welt in die Ohren fiele.

IV. Vau-

IV.

Vaugelas richtete sich im Schreiben nach der römischen Geschichte des Coeffetau, und trug Bedenken, eine Redensart zu brauchen, die er darinne nicht fand. Balzac sagte deßwegen, Vaugelas glaube, daß außer der römischen Geschichte, und außer der römischen Kirche, keine Seligkeit zu hoffen sey. Die Uebersetzungen des Ablancourt, die Vaugelas zu lesen anfieng, dienten ihm nach der Zeit zum Muster der seinigen.

V.

Es hatte sich beym Vaugelas ein Geschwür im Magen angesetzt, welches ihm heftige Seitenschmerzen verursachte. Da er nun eine Zeitlang damit verschont gewesen war, und er sich für völlig gesund hielt, überfiel ihn dieses Uebel von neuem mit solcher Heftigkeit, daß er sich genöthigt fand, nach dem Ärzte zu schicken. Indem sein Bedienter wenige Augenblicke darauf wieder kam, fand er seinen Herrn, dem das Geschwür unterdessen aufgebrochen, und durch den Mund von ihm gegangen war. Er erstaunte darüber, und fragte, was das sey? worauf ihm Vaugelas, ohne einige Bewegung auf seinem Gesichte blicken zu lassen, zur Antwort gab: **Da siehst du, mein Freund, wie wenig der Mensch ist.** Das waren seine letzten Worte, nach welchen er nur noch einige Augenblicke lebte.

Rene Descartes (Cartesius,)
geb. in Touraine 1596, gest. 1650.

I.

Man war wirklich im Begriff, einen Befehl wider die Philosophie des Cartesius ergehen zu lassen, als Despreaux den seinigen heraus gab. Dieses witzige Spielwerk war vielleicht die meiste Ursache, daß das Parlament nicht einen wirklichen Befehl gab. Als der Gerichtsactuarius Boileau diesen Befehl dem Präsident Lamoignon, nebst verschiedenen andern zur Unterschrift vorlegte, sahe dieser sie alle genau durch. Da ihm nun der vom Despreaux in die Hände fiel, sagte er zum Boileau: Ey! ist dein Onkel nicht ein listiger Kopf!

II.

Man sagte insgemein zu Paris vor einiger Zeit, daß Cartesius unter allen Menschen am besten geträumt habe.

III.

Saint-Evremont schrieb an einen seiner Freunde: Man hat mir gesagt, daß Descartes nicht der Erfinder des Systems von den Automaten sey, sondern daß ein Spanier vor ihm schon diese Meynung gehegt habe. Ich glaube es ohne Beweiß, und halte auch nur die Spanier für fähig, ein solches Luftschloß zu bauen.

IV.

Der Pater Mersenne, der der Correspondent des Cartesius zu Paris war, hatte in einer Gesellschaft erzählt, daß Cartesius an einem System der Physik arbeite, in welchem er den leeren Raum vertheidige. Dieses Vorhaben ward von allen verworfen. Der Pater Mersenne schrieb demnach an den Cartesius, daß der leere Raum iezt in Frankreich nicht Mode sey, und Cartesius änderte also der Mode zu gefallen seine Grundsätze, und verwarf den leeren Raum.

V.

Die Peripathetiker der damaligen Zeit, sagten vom Cartesius: Doctissimus Geometra, Philosophus mediocris, Theologus nullus.

VI.

Ein Landgeistlicher hatte vier Hunde aufgezogen, von welchen er den einen Aristoteles, den andern Cartesius nannte. Er hatte einem ieden einen andern Hund zum Schüler gegeben, und beyde Partheyen immer gegen einander angehezt. Kaum ward Aristoteles den Cartesius ansichtig, als er ihn so gleich anzufallen und zu verschlingen drohete, und Cartesius war eben so liebreich gegen den Aristoteles. Wenn sich der Geistliche eine Freude machen wollte, rufte er seine Philosophen; ieder stellte sich an seinen Plaz; Aristoteles zur Rechten, Cartesius zur Linken, und neben einem ieden trat sein Schüler. Der Geistliche

liche ermahnte den Aristoteles, sich mit dem Cartesius zu vertragen; aber dieser gab durch Bellen mit grimmigen Augen zu verstehen, daß er von keinem Vergleich etwas hören wolle. Die Ermahnungen an den Cartesius waren eben so fruchtlos. Wir wollen versuchen, sagte so dann der Geistliche, ob ihr, wenn ihr einander verständigt, eins werden könnt. Er ließ sie näher an einander, und indem sie ganz gelassen gegen einander bollen, schien es, als ob sie sich unterredeten, und einander ihre Meynungen erklärten. Bald aber fiengen sie heftiger zu bellen an, bis sie einander bey den Köpfen nahmen. Sie würden einander zerrissen haben, wenn der Pfarrer sie alsdann nicht auseinander gejagt hätte. Dieser gute Mann hielt diese Hundehetze für das lebhafteste Bild der philosophischen Zänkereyen.

VII.

Der P. Daniel sagt in seiner Reise des Cartesius um die Welt: „Es ist nichts erbaulicher „zu lesen, als der Brief, in welchem dieser Philosoph den Sorbonnisten seine Meditationes zuschreibt. Das ist so gewiß, daß, als einer meiner Freunde diesen Brief ohngefehr bey mir las, „und hernach den Titel des Werks Meditationes „sahe, er mich bat, ihm dieses geistreiche Buch „zu leihen, um etwas zu haben, womit er „in der Charwoche seine Andacht unterhalten „könnte.„

VIII. Man

VIII.

Man gab dem Minister Colbert den Rath, daß er seinem ältesten Sohne die Philosophie des Cartesius, und nicht die alte Philosophie sollte lernen lassen, weil sie voller Lappereyen und Possen sey. Man hat mir aber auch gesagt, antwortete dieser Minister, daß die neue Philosophie Possen und Lappereyen genug in sich enthielte; da ich also unter alten und neuen Possen zu wählen habe, so glaube ich, daß ich die alten vorziehen müsse.

IX.

Cartesius hatte eine Maschine verfertigt, die sich selbst bewegte, womit er beweisen wollte, daß die Thiere keine Seelen haben, und nur künstlich zusammen gesetzte Maschinen sind, die sich nur bewegen, wenn ein anderer Körper auf sie wirkt, und ihnen ein Stück von seiner Bewegung mittheilt. Einem Schiffscapitaine, der diese Maschine auf seinem Schiffe hatte, kam die Neugier an, zu wissen, was in dem Kasten wäre, in dem sie verschlossen war. Er öffnete also denselben, und da er sahe, daß sich das Ding immer fort bewegte, als ob es lebte, glaubte er, der Teufel stäke darinne, und warf die Maschine ins Meer.

X.

Als der bekannte englische Philosoph Digby, die Schriften des Cartesius gelesen hatte, entschloß er sich, zu ihm nach Holland eine Reise zu thun. Er kam, und fand ihn in seiner Einsamkeit

zu Egmont. Nachdem er sich lange mit ihm unterredet hatte, ohne sich zu erkennen zu geben, sagte Cartesius, der einige von seinen Schriften gelesen hatte, daß er nicht zweifele, den berühmten Digby vor sich zu sehen. Digby antwortete ihm: Wenn sie nicht der berühmte Cartesius wären, würde ich nicht aus Engeland hieher gekommen seyn, um sie zu sehen. Digby sagte ihm weiter, daß er besser thun würde, wenn er anstatt leerer philosophischer Speculationen, lieber die Mittel, das menschliche Leben zu verlängern, ausfündig machte. Cartesius versicherte ihn, daß er dieser Materie schon nachgedacht hätte; er getraue sich zwar nicht, den Menschen ganz unsterblich zu machen, doch halte er sich für versichert, ihn bis zum Alter der Patriarchen zu bringen. Descartes schmeichelte sich wirklich, daß er diese Kunst verstünde, daher auch sein Schüler und Vertheidiger, der Abt Picot, die Nachricht von seinem Tode gar nicht für wahr halten wollte; und als er nicht weiter daran zweifeln konnte, rief er aus: Es ist alles aus; das menschliche Geschlecht ist seinem Untergange nahe.

XI.

Als ein vornehmer Herr, der aber nicht viel gelernt hatte, den Cartesius einsmals eine köstliche Mahlzeit halten sahe, rief er ihm zu: Ey, was? Sind die Philosophen solche Leckermäuler? Cartesius antwortete ihm: Bilden sie sich denn ein, mein Herr, daß die Natur die guten Sachen nur für die Ignoranten hervorbringe?

XII. Daß

XII.

Daß es Cartesius für eine besondere Ehre hielt, ein Franzos zu seyn, sieht man daraus, daß, als er in Schweden, wohin ihn die Königinn Christina verschrieben hatte, an einem alltägigen Fieber und einer Lungenentzündung krank lag, und man ihm zur Ader lassen wollte, er es nicht zulassen wollte, sondern rief: **Meine Herren, schonen sie das französische Blut!** Man schonte also das französische Blut, bis es zu spät war, und er in seinem 54sten Jahre starb.

XIII.

Ein Cartesianer und Neutonianer geriethen auf einem Caffeehause zu Paris im Disputiren bis zu Schlägen aneinander. Als man sie nun auseinander gebracht hatte, und der Neutonianer sich wegen der empfangenen Schläge beklagte, sagte ein Spasvogel zu ihm: Ihr Widersacher, mein Herr, ist durch eine zurückstoßende Kraft getrieben worden; da ihnen nun diese Kraft mangelt, so hat die anziehende Kraft bey ihnen so stark gewirkt, daß alle Stöße in gerader Linie gegen sie, als gegen das Centrum gegangen sind, da sie hingegen einen Zirkel würden beschrieben haben, wenn zum Unglück ihrem Gegner nicht die andere Kraft gefehlt hätte.

Staats-Bibliothek Bamberg

Jacob Sirmond,

geb. zu Riom 1559, gest. 1651.

I.

Der Pater Vavasseur hatte in einem seiner Werke nur einen einzigen Fehler gefunden, und stand bey sich an, ob er errata oder erratum setzen sollte. Der Pater Sirmond sagte zu ihm: Geben sie mir nur das Werk; ich will noch einen finden, und dann setzen sie errata.

II.

In einem Jesuitercollegio zu Paris war ein Baum, unter welchem Sirmond, Saliant und andere öffters zusammen kamen. Da dieser Baum war umgehauen worden, machte der Pater Cossart folgendes Sinngedicht, welches in seinen gesammelten Gedichten nicht zu finden ist:

Tot Patribus dilectam olim quae praebuit umbram,
Quae Sirmonde tibi, quae Saliande tibi,
Heu! nimium ingratis invisa nepotibus arbos,
Icta gemit ferro, tractaque fune cadit.
Vestram, saecla, fidem! o mores! o tempora! Quantum
Deficimus, Patrum (ne manet umbra quidem.

III.

Wenn man den P. Sirmond fragte, wie oft man bey einer Schmauserey trinken könnte, antwortete er, ob er gleich selbst sehr wenig trank:

Si bene commemini, causae sunt quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas, & quaelibet altera causa.

IV.

Man zeigte dem P. Sirmond eine große Bibliothek, die fast aus lauter Büchern zu Lyon gedruckt bestand. Sirmond sagte: Wenn man hier eine Bibliothek anlegen wollte, so solle man den Anfang damit machen, daß man alle diese Bücher verbrennte.

V.

Sirmond gab dem Huetius den Rath, sich mit der Autorschaft nicht zu übereilen, sondern zu warten, bis er funfzig Jahr alt wäre, weil es in den Wissenschaften verborgene Winkel gäbe, in welche das Gesicht eines jungen Menschen nicht hinein dringen könnte. Da sich Sirmond selbst nach dieser Regel richtete, so haben auch seine Werke daher etwas vorzügliches.

VI. *

Der P. Fonteau, Domherr an der Kirche der heil. Genevieve, und Kanzler der Universität, hat ihm eine Grabschrift verfertigt, die voll von

den prächtigsten Lobsprüchen ist, und sich anfängt: Quantus ipse mundus, tantus est Sirmondus. Sie steht ganz in des Abt Lamberts gelehrten Geschichte unter Ludewig XIV. im ersten Theil.

Claudius de l'Etoile,

geb. zu Paris 1597, gest. 1651.

I.

Als eines Tages Gombauld und Menage bey dem Etoile waren, kam ein Provincial zu ihnen, der aus den Versen eines Poeten seiner Provinz viel Werks machte. Nach seiner Meynung war derselbe der beste Poet in Frankreich. Etoile, der nichts von dem Poeten wußte, fragte die andern, ob sie ihn kenneten, und diese antworteten nein. Da that Etoile den Ausspruch: „Verwünscht sey iedermann, der Verse macht, und „den weder Gombauld, noch Menage, noch ich „kennen.„

II.

Etoile war in Beurtheilung der Schriften sehr streng, und bisweilen übertrieben. Man giebt ihm Schuld, daß er einen jungen Menschen zu Tode geärgert habe, der aus Languedoc zu ihm kam, und ihm eine Comödie brachte, die er für ein Meisterstück hielt, a) in welcher ihm Etoile tausend Fehler zeigte. Als ihn ein anderer

bey

bey einer Tragödie zu Rathe zog, ließ er sich zwo Scenen vorlesen, ohne ein Wort zu sagen; als aber die dritte kam, wo ein König gar nicht nach seinem Geschmack redete, stand er auf, und sagte: **Der König ist besoffen, denn sonst würde er nicht solch abgeschmacktes Zeug reden.**

a) Wer heißt es aber auch einem jungen Menschen, seine Arbeit gleich für ein Meisterstück zu halten? Wenn sie weniger eingebildet sind, so wird ihnen ein Etoile weniger strenge vorkommen.

Dionysius Petau,

geb. zu Orleans 1583, gest. 1652.

I.

Als der P. Petau von dem Minister Droi war angegriffen worden, wollte er darauf nicht antworten, weil man verursacht, sagte er, daß die Pension eines Ministers vermehrt wird, wenn man wider ihn schreibt.

II.

Petau hat einen langen und sehr heftigen Streit b) mit dem Salmasius gehabt. Man kann ihn nach den Worten beurtheilen, deren sich Salmasius gegen den Jesuiten bedient: Sed de illius hominis ineptiis atque inscitia nobis alius erit dicendi locus.

b) Die Veranlassung darzu waren die Werke des heil. Epiphanius, die der P. Petau im J. 1621 griechisch, nebst einer neuen Uebersetzung, und sehr weitläuftigen Anmerkungen, heraus gab.

III.

Als der König von Pohlen im J. 1645 die berühmte Gesandtschaft schickte, um die Prinzessinn Maria aus dem Hause Mantua zur Gemahlinn zu begehren, giengen die Gesandten, die insgesammt vornehme und gelehrte Männer waren, in das Collegium der Jesuiten, und riefen im Hofe: Volumus videre clarissimum Petavium. Der P. Petau las eben über die Theologie, und kam, mit seinen Heften unter dem Arme, ihre lateinischen Complimente mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit zu beantworten.

IV.

Der Pabst Urban VIII. berief den P. Petau nach Rom, c) um ihn zum Cardinal zu machen. Dieser Jesuit, der die Ruhe eben so sehr als die Gelehrsamkeit liebte, erschrack darüber so heftig, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Seine Freunde wandten sich deßwegen an den König, und Ludewig XIII, dem der Name des P. Petau nicht unbekannt war, wollte einen Mann, der seinem Reiche so viel Ehre machte, aus demselben nicht weglassen. Diese Nachricht wirkte bey dem Kranken mehr als die Arzeneyen. Er ward gesund; und als der päbstliche Nuntius den König zu Aufhebung der gegebenen Verordnung bereden wollte,

wollte, legten die königlichen Aerzte, der Herzog von Orleans, und der Prinz von Conde, ein Attestat ein, daß er unterwegens sterben würde, wenn er diese Reise anträte. Man ließ ihn hierauf bleiben, wo er war.

c) Er hatte eine griechische Umschreibung der Psalmen verfertigt, und sie dem Pabst zugeeignet.

V.

Der Pater Petau ward den Tag vor seinem Tode vom Guido Patin besucht. Da ihm dieser sagte, daß er nur noch einige Stunden zu leben habe, verursachte diese Nachricht eine solche Freude bey dem Kranken, daß er sich aufrichtete, sich eine Feder, und ein Exemplar von seinem Rationario temporum holen ließ, und auf die erste Seite desselben schrieb: Guidoni Patino Medico carissimo. Dieses Buch schenkte er dem Arzte, und sagte: Ich bin ihnen für die gute Nachricht, die sie mir geben, ein Geschenk schuldig.

VI.

Petau las alle Jahre die Grammatik einmal durch, um in seinen Werken, die er schrieb, ja nicht wider dieselbe zu verstoßen.

Johann Peter Camus,

geb. zu Paris 1582, gest. 1652.

I.

Camus ward im 26sten Jahre Bischof zu Bellay. Seine Beschäfftigungen waren, zu predigen, wider die Mönche zu schreiben, und eine Menge christlicher Romane zu verfertigen, die damals sehr gesucht wurden, heut zu Tage aber kaum mehr bekannt sind. Die Mönche wendeten sich mit ihren Klagen an den Cardinal Richelieu, und dieser sagte zu dem Bischoffe: Ich finde keinen andern Fehler an ihnen, als daß sie den Mönchen so gram sind; wenn das nicht wäre, wollte ich sie unter die Heiligen versetzen. **Wollte Gott**, antwortete der Bischof, **daß dieses angienge! wir hätten alsdann beyde, was wir wünschten: Sie wären Pabst, und ich ein Heiliger.**

II.

Als der Bischof einsmals am zweyten Osterfeyertage predigte, kam der Herzog von Orleans in Begleitung des Abts Riviere, eines berüchtigten Schmeichlers, und des Herrn Tübeuf, Aufsehers der Finanzen, hinein. Der Herzog ließ den Bischof ersuchen, seine Rede wieder von forn anzufangen. Der Bischof gehorchte, und nachdem er ihm ein Bewillkommungscompliment gemacht

macht hatte, fieng er an: Monseigneur, am vergangenen Sonntage habe ich von dem triumphirenden Einzuge Christi zu Jerusalem, am Freytage von seinem Tode, gestern von seiner Auferstehung geprediget, und heute soll ich von seiner Pilgrimschaft nach Emaus mit zween seiner Jünger reden. Ich habe Eure Königliche Hoheit in eben dem Zustande gesehen: ich habe Sie mit der Königinn Maria von Medicis, ihrer Mutter, triumphirend in diese Stadt einziehen sehen; ich habe Sie todt gesehen, da ein Minister seine Befehle wider Sie ergehen ließ; ich habe Sie hernach durch die Gnade des Königs, ihres Bruders, wieder auferweckt gesehen, und heute sehe ich Sie auf ihrer Pilgrimschaft. Woher kommts, Monseigneur, daß große Prinzen so vielen Veränderungen unterworfen sind? Ach! nur daher, daß sie nur den Schmeichlern Gehör geben, und die Wahrheit in ihre Ohren nur wie das Geld in den Schatz des Königs kommt, eins nemlich für hundert.

III.

Der Bischof zu Bellay predigte einsmals vor dem Herzoge von Orleans Gaston, und sahe diesen Prinz zwischen zween Finanzverwaltern, den Herren de Mercy und Bullion sitzen. Er nahm daher Gelegenheit, diesen zweydeutigen-Ausruf zu thun: Ah! Monseigneur, quand je vous vois entre deux larrons &c. a) Ein guter Theil der Versammlung merkte die Zweydeutigkeit, und lachte

lachte darüber. Der Herzog schlief, und wachte darüber auf; da er nun fragte, was es gäbe, antwortete ihm Bullion: Beunruhigen Sie sich nicht; man redet mit mir und dem Herrn Mercy.

a) Diese Worte können übersetzt werden: Ach! Mein Heyland, wenn ich dich zwischen zween Mördern sehe, und, ach! Monseigneur, wenn ich sie zwischen zween Straßenräubern sehe.

IV.

Als Camus vor dem Erzbischoffe = = predigte, der in seiner Aufführung etwas anstößiges hatte, sagte er zu ihm: Monseigneur, wenn ich mir ihren Kopf vorstelle, glaube ich eine ganze Bibliothek zu sehen. Auf einer Seite sehe ich die Bücher des heil. Augustins und Hieronymus; auf der andern Seite die Bücher des heil. Cyprianus und Chrysostomus, und eine Menge leere Plätze, um andere Bücher hinein zu stellen.

V.

In einer Rede, die er am Tage des heil. Franciscus bey den Franciscanern hielt, drückte er sich so aus: Ehrwürdige Väter, bewundert die Größe eures Heiligen! Seine Wunderwerke übertreffen die Wunder des Sohnes Gottes selbst. Jesus Christus hat mit fünf Brodten und drey Fischen nur fünftausend Mann einmal in seinem Leben gespeist, und der heil. Franciscus erhält durch ein beständiges Wunderwerk alle Tage

vierzig=

vierzigtausend Müßiggänger mit einer Elle Leinwand.

VI.

Camus hat eine Rede drucken lassen, die er vor den dreyen Ständen des Königreichs gehalten hat; in derselben redet er also: Was würden unsere Väter sagen, wenn sie die richterliche Würde in den Händen der Weiber und der unmündigen Kinder sehen sollten? Was fehlt uns nun noch, als daß wir, wie jener römische Kayser, die Pferde in den Rath nehmen: Und warum sollte dieses nicht angehen, da schon so viel Esel darinne sind.

VII.

Camus war kein Freund der neuen Heiligen, und sagte deßwegen einsmals auf der Kanzel: Ich gebe hundert von unsern neuen Heiligen um einen alten. Man jagt am besten mit alten Hunden; man jagt am besten mit alten Heiligen.

VIII.

Die Wortspiele gefielen ihm besonders, so läppisch sie auch zuweilen heraus kamen. Als er dem heil. Marcellus zu Ehren eine Rede zu halten hatte, nahm er den Namen dieses Heiligen zum Text, machte daraus die drey Theile seiner Rede, und bewieß 1) daß die Sylbe Mar ein Meer der Barmherzigkeit und Liebe gegen seinen Nächsten anzeige, 2) daß die Sylbe cel andeute, wie besagter Heilige das Salz der himmlischen Weisheit

heit sehr reichlich besessen habe, und 3) daß man aus dem Ius deutlich sehen könne, wie er das Licht des Evangelii einem ganzen Volke vorgetragen, und selbst ein Licht der Kirche, und eine vom Feuer der göttlichen Liebe brennende Lampe gewesen sey.

IX.

Was er ein andermal auf der Kanzel zu U. L. F. sagte, ist besser ausgedacht. Meine Freunde, fieng er an, ich empfehle heut eurer Barmherzigkeit eine Jungfrau, die nicht reich genug ist, um das Gelübde der Armuth thun zu können.

X.

Der Cardinal Richelieu fragte den Bischof Camus wegen zweyer neuen Bücher um seine Meynung. Monseigneur, antwortete Camus, das eine ist nicht viel, und das andere gar nichts werth. Das eine war **der Prinz des Balzac**, und das andere **der Staatsminister von Sichon.**

XI.

Wenn er die Politic beschreiben sollte, nannte er sie, **eine Kunst, die Menschen nicht so wohl zu regieren, als zu betrügen.**

XII.

Camus wunderte sich immer über zwey Dinge; einmal, daß die Catholiken, die die heil. Schrift für dunkel halten, sich so selten die Mühe geben,

geben, sie in ihren Predigten zu erklären; und daß dagegen die Protestanten, die nichts als Deutlichkeit darinne gewahr werden, doch ganze Bücher schreiben, um sie zu erklären.

Claudius Salmasius,

geb. in Bourgogne 1588, gest. 1653.

I.

Die Königinn von Schweden sagte, daß sie mehr die Geduld als die Gelehrsamkeit des Salmasius bewundere, da er so viel von seiner herrschsüchtigen Frau, Anna Mercier, zu leiden habe.

II.

So hitzig Salmasius auch in seinen Streitschriften ist, so war er doch sonst ein sehr gefälliger, gesprächiger, und im Umgange angenehmer Mann. Er ließ sich von seiner gebieterischen und mürrischen Frau regieren, die sich rühmte, den Gelehrtesten unter den Edeln, und den Edelsten unter den Gelehrten zum Manne und nicht zum Herrn zu haben.

III.

Es ward dem Salmasius die Vertheidigung des Königs von Engeland Carls I. gegen seine Feinde aufgetragen. Seine Vertheidigung fängt sich

sich sehr nachdrücklich mit diesen Worten an: Ihr Engländer, die ihr mit den Häuptern der Könige wie mit einem Ball spielet, die ihr Kronen statt der Spielkugeln braucht, und die ihr euch der Zepter, wie der Pritsche bedienet.

Johann Ludwig Guez von Balzac,

geb. zu Angoulesme 1594, gest. 1654.

I.

Die vielen Briefe, die Balzac beständig zu beantworten hatte, wurden ihm sehr zur Last, theils, weil ihm alles, was er schrieb, sehr sauer ward, theils auch, weil er wußte, daß alle seine Briefe herum geschickt wurden, und er also nichts daran durfte fehlen lassen. Man höre, wie er diesen Zustand selbst beschreibt: „Er ist der Gegenstand aller schlechten Complimente der ganzen „Christenheit, ohne der guten zu gedenken, die „ihm noch weit mehr Mühe machen. Man verfolgt, man bringt ihn fast mit Höflichkeiten aus „allen vier Theilen der Welt ums Leben; gestern „Abend lagen funfzig Briefe auf seinem Tische, „die alle auf Antworten warteten; und was das „schlimmste ist, auf schöne Antworten, auf Antworten, die man herumzeigen, abschreiben, dru„cken könnte . . . Den Augenblick iezt, da ich „mit

„mit Ihnen rede, sagt er an einem andern Orte, „liegen wohl hundert Briefe auf meinem Tische, „die ich beantworten soll. So gar gekrönten „Häuptern bin ich Antworten schuldig.„ Da er der erste in Frankreich war, der sich durch diese Art von Schriften einen großen Namen erwarb, so gab man ihm auch den Titel des großen **Briefstellers.**

II.

Seitdem der Pater Andreas Feuillant wider den Balzac zu schreiben angefangen hatte, kamen Schmähschriften ohne Zahl wider diesen Schriftsteller heraus. Als der Kanzler Seguier den Druck eines Buchs wider diesen berühmten Mann nicht erlauben wollte, erhielt er von ihm einen Brief, in welchem folgendes stund: „So lange „sich nichts anders zur Approbation darstellen „wird, als diese Federfechter, so gehen Sie mit „der Gnade des Königs nicht so sparsam um, „und lassen etwas von ihrer Strenge nach. „Wenn die Sache neu wäre, so könnte vielleicht „die Unterdrückung der ersten Schmähschrift wi- „der mich mir einiges Vergnügen machen; aber „iezt, da man wenigstens eine mittelmäßige Bi- „bliothek davon sammlen kann, sehe ich ihre Ver- „stärkung beynahe gern, und nehme mit Vergnü- „gen die Steine, die der Neid nach mir geworfen, „ohne mir geschadet zu haben, als eine Gedächt- „nißmünze an.„

III.

Balzac stand in so großem Ruf, daß man von vielen Meilen her auf sein Landguth Balzac kam, um ihn daselbst zu sehen. Es wurden ihm bisweilen sehr sonderbare Complimente gemacht. Einer von diesen Neugierigen redete ihn einsmals so an: „Die Hochachtung und Ver„ehrung, die ich allezeit gegen Sie und Ihre Her„ren Bücher gehabt habe u. s. w.„

IV.

Balzac war beständig kränklich. Der Cardinal Richelieu fragte ihn also eines Tages, ob er sich nicht besser befände? und Bautrû, ohne den Balzac zur Antwort kommen zu lassen, sagte zu dem Minister: Wie sollte er sich wohl befinden? Er spricht stets von sich selbst, und nimmt allemal den Hut darzu ab: davon hat er immer den Schnupfen.

V.

Von seinem Hüftweh sagte Balzac: Ich bin so tapfer geworden, daß ich nicht einen Schritt thun würde, wenn mich auch eine ganze Armee verfolgte, und so stolz, daß ich den Pabst nicht bis an die Thüre begleiten würde, wenn er einen Besuch bey mir ablegte.

VI.

Als man einmal dem Malherbe, und zwar mit Recht, vorwarf, daß er niemand lobte, und gar nichts billigte, antwortete er: Ich billige alles

was gut ist, und zum Beweise dessen, sage ich, daß der junge Mensch, der diese Briefe geschrieben hat, (er meynte den Balzac) der Wiederhersteller der französischen Sprache seyn werde.

VII.

Die Arbeit ward dem Balzac sehr sauer; er ruft daher in einem seiner Briefe aus: O wie glücklich sind jene Scribenten, Salmasius in der lateinischen und Scuderi in der französischen Sprache! ich bewundere den Ueberfluß und die Leichtigkeit, mit der sie schreiben; sie machen mehr Calepins fertig, als ich Calender.

VIII.

Despreaux sagte, daß man nicht immer den Charakter eines Schriftstellers nach seinen Schriften beurtheilen müsse; daß man z. E. den Balzac für einen beschwerlichen Menschen im Umgange halten sollte, weil seine Schreibart so gezwungen ist, da man hingegen den Voitüre für den artigsten und gefälligsten Menschen halten würde, so daß man sich ärgert, wenn man seine Schriften liest, daß man nicht mit ihm gelebt hat. Unterdessen versicherte Despreaux, wie er von alten Leuten gehört hatte, daß der Umgang mit Balzac gar nichts von dem stachelichten an sich gehabt habe, das seine Briefe haben, sondern voll Gefälligkeit und Artigkeit gewesen sey. Voitüre hingegen, der nur gewohnt war mit Hoheiten umzugehen, machte den kleinen Monarchen gegen seines gleichen, und that sich nur gegen Große

einigen Zwang an. Das einzige, worinnen beyde mit einander überein kommen, ist die Mühe, die ihnen ihre Briefe kosteten, von denen der kleinste nicht selten eine Arbeit von vierzehn Tagen war.

IX.

Die Bücher des Balzac, sagt sein Vertheidiger, sind so gemein als die Luft, die wir athmen, und es giebt ganze Parlamenter, die sie auswendig wissen. Man ist durch diese und einige andere Hyperbeln dieser Apologie, die unter dem Namen des Ogier heraus kam, auf die Gedanken gebracht worden, daß sie vom Balzac selbst sey.

X.

Der Preiß der Beredsamkeit, den die französische Akademie ertheilt, ist vom Balzac im Jahr 1654 gestiftet worden. Verschiedene Hindernisse waren Ursache, daß sein Wille nicht eher als im Jahr 1671 in die Erfüllung gebracht ward; und da sich unterdessen der Fond verstärkt hatte, so ward der Preiß von zweyhundert Livres bis auf dreyhundert vermehrt. Er besteht in einer goldenen Medaille, die auf einer Seite das Bildniß des heil. Ludewigs, und auf der andern einen Lorberkranz, mit den Worten: A l'immortalité (der Unsterblichkeit) vorstellt, welches die Devise der Akademie ist.

XI.

Es sagt ein gewisser, und zwar sehr recht: Man lobt den Voitüre gern, und ist gezwungen den Balzac zu loben.

Johann Franciscus Sarrasin,

geb. zu Caen, gest. 1654.

I.

Sarrasin war Secretair und Favorit des Prinzen Conti. Da dieser Prinz auf seinen Reisen öfters mit Reden bewillkommt ward, so geschahe es, daß er in einer gewissen Stadt gleichfalls von dem Bürgermeister und Rathsverwandten derselben mit einer Rede an dem Schlage der Karosse empfangen ward. Der Redner blieb bey der zweyten Periode stecken, ohne sich wieder zurecht finden zu können. Sarrasin sprang sogleich auf der andern Seite aus dem Wagen heraus, trat dem Redner zur Seite, und führte die Rede, so wie sie ohngefehr hatte seyn sollen, aus, indem er so scherzhafte und lächerliche Lobeserhebungen, denen er aber ein sehr ernsthaftes Ansehen zu geben wußte, in dieselbe einflocht, daß der Prinz sich des Lachens nicht enthalten konnte. Das lächerlichste war indessen, daß der Bürgermeister und Rathsverwandten dem Sarrasin von ganzem Herzen dankten, daß er ihnen aus einer

so großen Verlegenheit geholfen, und ihm eben so wohl, als dem Prinzen, ein Geschenk mit ihrem Weine machten.

II.

So leicht auch alles dem Sarrasin ward, so war es ihm doch bisweilen verdrüßlich, den witzigen Kopf zu machen. Ich beneide, sagte er scherzhaft, das Glück meines Hausverwalters, der alle seine Briefe mit den Worten: **Ich habe die Ehre gehabt euren Brief zu erhalten**, anfängt, ohne daß ihn iemand deßwegen tadelt.

III.

Sarrasin hatte sich verheyrathet; es scheint aber, daß er mit seiner Heyrath nicht recht zufrieden gewesen sey. Er fragte bisweilen im ganzen Ernst, ob man kein Mittel erfinden könnte, das menschliche Geschlecht ohne Weiber fortzupflanzen.

IV.

Der Prinz von Conti heyrathete die Nichte des Cardinals Mazarin, Anna Maria Martinosi, auf Zureden seines Secretairs Sarrasin, dem der Cardinal zwanzig tausend Thaler versprochen hatte. Als die Vermählung vollzogen war, lachte der Cardinal den Sarrasin aus, und zu einem noch größern Unglück, jagte ihn der Prinz, als einen Menschen, der ihn an den Cardinal verkauft hätte, von sich. Sarrasin zog es sich dermaßen zu Gemüthe, daß er für Scham und Betrübniß starb.

V. Als

V.

Als Sarrasin zu Pazenas gestorben war, und Pelisson vier Jahr darnach durch diese Stadt reisete, gieng er zu dem Grabe seines Freundes, ließ ihm eine Messe lesen, und machte eine Stiftung, für welche man ihm alle Jahre eine lesen sollte, ob er gleich selbst ein eifriger Protestant war.

VI.

Despreaux sagte, daß die Materie zu einem vortrefflichen Kopfe in dem Sarrasin läge, daß aber die Ausbildung daran fehle.

VII.

Obgleich Pelisson ein abgesagter Feind der Vorreden war, so machte er doch selbst eine sehr schöne zu den Werken des Sarrasin. Um sich deßwegen zu rechtfertigen, sagte er, daß man auf diese Arten von Schriften dasjenige anwenden könnte, was ein großer Mann ehemals von der Pracht der Leichenbegängnisse gesagt hatte: daß man einem andern zu Ehren sehr viel Sorgfalt daran wenden, für sich selbst aber sich gar nicht darum bekümmern solle.

Franciscus Tristan,

geb. 1601, gest. 1655.

I.

Der Pater Rapin erzählt, daß, wenn Mondory die Rolle des Herodes in der Mariane des Tristans gespielt habe, die Zuschauer allemal tiefsinnig und nachdenkend über das, was sie gesehen, und über das große Vergnügen, das sie empfunden hatten, von dem Schauplatze weggegangen wären. Man kann sich, setzt er hinzu, daraus einige Vorstellung von den starken Eindrücken machen, die die Trauerspiele der alten Griechen machten. Mondory spielte in der That seine Rolle mit solchem Feuer, daß es ihm das Leben kostete.

II.

Tristan befand sich in so armseligen Umständen, daß er ohne Mantel gieng, zu einer Zeit, wo es eine Schande war, keinen Mantel zu tragen. Der Requetenmeister Montmort, machte darüber folgendes Sinngedicht:

Elie, ainsi qu'il est écrit,
De son manteau comme de son esprit
Récompensa son serviteur fidele.
Tristan eût suivi ce modele;

Mais Triſtan, qu'on mit au tombeau
Plus pauvre que n'eſt un Prophete,
En laiſſant à Quinaut ſon eſprit de Poëte
Ne pût lui laiſſer un manteau.

„Elias belohnte, wie geſchrieben ſtehet, ſei„nen getreuen Diener mit ſeinem Geiſte und „mit ſeinem Mantel. Triſtan würde dieſem „Vorbilde gefolgt ſeyn; aber Triſtan, den man „zu Grabe trug, ärmer als einen Propheten, „hinterließ dem Quinaut zwar den Geiſt eines „Poeten, aber keinen Mantel konnte er ihm „nicht laſſen.„

Salvianus Cyrano de Bergerac,

geb. in Perigord 1620, geſt. 1655.

I.

Der ſchlechte Ruf, in dem Bergerac der Religion wegen ſtand, gab zu einer ziemlich luſtigen Begebenheit Anlaß. Als man eines Tages ſeine Agrippina ſpielte, und der Pöbel erfuhr, daß gefährliche Stellen wider die Religion darinne wären, hörte er das ganze Schauſpiel an, ohne eine von dieſen Stellen zu bemerken. Aber am Ende des vierten Auftritts, im vierten Act, wo Sejanus entſchloſſen iſt, den Tiberius zu ermorden, den er ſchon als ſein Opfer anſieht, und ausruft:

Frappons, voilà l'Hostie!

„Haut zu, das Opfer (die Hostie) ist da!„

schrien sie so gleich: Ach! der Bösewicht! der Religionsspötter! wie er da vom heil. Sacrament redet!

II.

Der lächerlich gemachte Pedant des Cyrano de Bergerac, ist das erste Stück, in welchem man einen Bauer in seiner natürlichen Dorfsprache auftreten läßt. Es ist zugleich das erste Lustspiel, das in Prosa erschienen ist, seitdem Hardi und seine Zeitverwandten ein ordentlich Theater zu Paris aufgerichtet haben.

III.

Cyrano de Bergerac war ein Erzschläger. Seiner heßlichen Nase wegen hatte er mehr als zehn Menschen todt gestochen. Er konnte nicht leiden, daß ihm einer ins Gesicht sahe, und griff gleich nach dem Degen. Mit dem Comödianten Montfleuri hatte er Händel gehabt, und ihm unter seinem eigenen Namen das Theater einen Monat lang untersagt. Zween Tage darauf, als Bergerac in der Comödie war, trat Montfleuri auf, und wollte, wie gewöhnlich, seine Rolle spielen; so gleich fieng Bergerac mitten im Parterre an zu schreyen und auf ihn zu schimpfen, so daß Montfleuri zurück gehen mußte, um nicht noch größere Verdrießlichkeiten mit ihm zu haben. Weil der Schurke, sagte Bergerac vom Montfleuri,

fleuri, so groß ist, daß man ihn in einem ganzen Tage nicht durchgerben kann, so thut er trotzig.

Peter Gassendi,

geb. in der Diöces Digne 1592, gest. 1656.

I.

Morin, der größte Astrologe seiner Zeit, stellte dem Gassendi die Nativität, und da dieser Philosoph stets kränklich war, sagte er ihm voraus, daß er im Jahr 1650 sterben würde. Diese Prophezeyhung traf um so viel weniger ein, ie mehr sich Gassendi dieses ganze und das folgende Jahr hindurch bey vollkommener Gesundheit befand. Bernier spottete bey dieser Gelegenheit sehr über den Morin, welcher zu seiner Rechtfertigung sagte, daß er nicht den Tod des Gassendi gewiß vorher gesagt, sondern ihm nur für einer Gefahr des Todes gewarnt habe; daß die daher entstandene Furcht ihn bewogen hätte, Gott eifriger um die Erhaltung seiner Gesundheit zu bitten, und daß sein erhörtes Gebet den Einfluß der Gestirne verhindert hätte, die ohnedem nicht nothwendig wirkten.

II.

Die Begebenheit mit einem Gespenste, das der Graf und die Gräfinn Dalais zu Marseille ver-

verschiedene Nächte hindurch sahen, ist sehr lustig. Gassendi ward deßwegen um seine Meynung befragt, und nachdem er der Sache nachgedacht hatte, fiel sein Urtheil dahin aus, daß dieses Gespenst von feurigen Dünsten entstanden wäre, die der Graf und die Gräfinn ausgehaucht hätten. Aber dieses Gespenst war nichts anders, als eine Kammerfrau, die unter das Bette gekrochen war, und von Zeit zu Zeit einen feurigen Schein durch Phosphorus hervor brachte. Die Gräfinn ließ diese Comödie selbst spielen, um ihren Gemal von Marseille weg zu bringen, wo es ihr nicht gefiel.

III.

Es fand sich einmal ein Halbgelehrter in einer guten Anzahl wirklich gelehrter Leute, denen er das System der Seelenwanderung zu erklären sich gelüsten ließ, und allerhand kauderwelsches Zeug zu Markte brachte. Gassendi, so bescheiden er sonst war, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: Pythagoras sagt, daß die Seelen der Menschen nach dem Tode in die Leiber der Thiere fahren; aber ich hätte mir nicht eingebildet, daß die Seele eines Thieres in den Leib eines Menschen fahren sollte.

IV.

Gassendi sagte, daß die Sterndeuterey ein Spielwerk, aber das wohl ausgedachteste Spielwerk auf der Welt sey. Er hatte die Astronomie der Astrologie wegen gelernt; er betrog sich aber

alle=

allemal, wenn er sie verließ, um sich ganz auf die Astronomie zu legen, wenn er in seinen Schriften sie bestritt, und seine Schüler von derselben abzuhalten suchte. Nichts destoweniger bereuete er es am Ende seines Lebens, daß er es gethan hätte, nicht weil er seine Meynung geändert hatte, sondern weil die meisten, die zuvor die Astronomie studirten, um Astrologen zu werden, sich um jene nicht mehr bekümmerten, nachdem er diese verschrien hatte.

V.

Gassendi begab sich mit einem überaus geschickten Manne von Paris nach Provence. Als sie zu Grenoble ankamen, traten sie beyde in einem Wirthshause ab. Der Reisegefährte des Gassendi gieng aus, um einige gute Freunde zu besuchen. Unterwegens begegnete ihm einer, der, nach den gewöhnlichen Complimenten, ihm sagte, daß er dem Herrn Gassendi seine Visite machen wolle. Der Pariser bat um die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen; aber er erstaunte, da er sahe, daß sie mit einander in sein Wirthshaus giengen, und noch mehr, daß sein Reisegefährte dieser große Philosoph war. Er bewunderte die Bescheidenheit desselben, da er auf der ganzen Reise sich kein Wort hatte verlauten lassen, woraus er ihn hätte erkennen mögen.

VI.

Gassendi starb auf keine sehr erbauliche Art: eine Viertelstunde vor seinem Ende sagte er zu

einem seiner Freunde: Ich weiß nicht, wer mich auf die Welt gesetzt hat, was ich da habe machen sollen, und warum man mich iezt wieder von derselben wegnimmt. Wie Schade ist es, daß ein so großes Genie den Trost, den man in der Religion findet, nicht hat erkennen und annehmen wollen.

Peter dü Ryer,

geb. zu Paris 1605, gest. 1658.

I.

Dü Ryer arbeitete für die Buchhändler. Man gab ihm dreyßig Sous oder einen Thaler für a) ein Blatt von seinen Uebersetzungen. Vier Franken erhielt er für hundert Zeilen Verse, wenn die Zeilen lang waren, und vierzig Sous wenn sie klein waren.

a) pour la feuille, kann so wohl Blatt als Bogen bedeuten; dem Sprachgebrauch nach ist es einerley; aber dem Uebersetzer kann es unmöglich einerley seyn. Die Verstare macht es wahrscheinlich, daß man ihn nach Blättern und nicht nach Bogen bezahlt habe.

II.

Nachdem der Abbe d'Aubignac das Trauerspiel Esther vom dü Ryer erst überhaupt gerühmt hat, so setzt er hinzu, daß dasselbe weit weniger Beyfall zu Paris als zu Rouen gehabt habe,

und

und daß man darüber erstaunt sey, ohne die Ursache zu wissen. Ich aber, sagt er, halte dafür, daß die Ursache in der großen Anzahl Juden liegt, die sich zu Rouen als einer bloßen Handelsstadt aufhalten, und daß folglich diese Art von Zuschauern mehr Antheil an diesem ganz jüdischen Stück nehmen mußten, weil es mit ihren Sitten und Gesinnungen besser überein kam. Andere haben mit größerer Wahrscheinlichkeit die Schuld darauf geschoben, daß man in den Provinzen leichter etwas bewundert, als zu Paris.

III.

Dü Ryer, sagt ein gewisser Schriftsteller, übersetzte einen Autor sehr eilfertig, um von dem Buchhändler Sommaville bald die Bezahlung zu haben, wovon er mit seiner armen Familie in einem kleinen Städtchen nahe bey Paris lebte. Wir giengen, an einem schönen Tage im Sommer, einsmals in Gesellschaft ihm einen Besuch zu geben. Er nahm uns mit Freuden auf, zeigte uns seine Werke, und sprach mit uns von den Arbeiten, die er noch zu unternehmen Willens war. Aber wie gerührt wurden wir, da er, unbesorgt seine Armuth für uns zu verbergen, uns mit einer Mahlzeit bewirthen wollte. Wir lagerten uns unter einen Baum; man breitete ein Tischtuch über das Gras aus; seine Frau brachte Milch; er holte Kirschen, frisches Wasser und schwarzes grobes Brodt. Ob wir uns gleich diese Mahlzeit sehr wohl schmecken ließen, so konnten wir

uns

uns doch bey dem Abschiede über das Alter und die Schwachheit dieses vortrefflichen Mannes der Thränen nicht enthalten.

Willhelm Colletet,

geb. zu Paris 1596, gest. 1659.

I.

Colletet stand sehr wohl bey dem Cardinal Richelieu, und erhielt für sechs Verse, a) die er ihm vorgelesen hatte, ein Geschenk von sechs hundert Livres von ihm; worauf Colletet dieses Distichon machte:

Armand, qui pour six vers m'as donné six cens livres;
Que ne puis-je à ce prix te vendre tous mes livres!

„O Richelieu, der du für sechs Verse mir „sechs hundert Livres giebst; könnte ich dir „doch alle meine Bücher in diesem Preiße „verkaufen!

a) Folgende drey Zeilen aus dem Gedicht des Colletet auf die Thuilleries sollen dem Cardinal so wohl gefallen haben:

La Cane s'humecter de la bourbe de l'eau
D'une voix enrouée, & d'un battement d'aile,
Animer le Canard qui languit auprès d'elle.

„—Die

„— Die Ente taucht sich im schlammigten „Wasser unter, und mit heiserer Stimme und „dem Schlagen ihrer Flügel ermuntert sie den „Gatten, der nach ihr schmachtet.„ Der Cardinal soll hinzu gesetzt haben, daß diese Verse es allein wären, die er belohne, und daß der König selbst nicht reich genug sey, das übrige zu bezahlen.

II.

Als dem Richelieu etwas gelungen war, und einige Schmeichler bey dieser Gelegenheit zu ihm sagten, daß nichts Sr. Eminenz widerstehen könnte, antwortete er ihnen mit Lachen: Ihr irret euch, und ich finde so gar zu Paris Leute, die sich mir widersetzen; Colletet, zum Exempel, hat sich gestern lange mit mir über ein Wort herum gestritten, und giebt mir auch heute noch nicht nach; hier hat er eben einen langen Brief an mich geschrieben.

Johann Morin,

Priester des Oratorii,

geb. zu Blois 1591, gest. 1659.

I.

Als der Pabst Urban VIII. den Vorsatz gefaßt hatte, die Griechen und andere abgefallene orientalische Völker wieder mit der Kirche zu vereinigen, verschrieb er aus ganz Europa die zu seinen Absichten geschicktesten Theologen nach

Rom. Der Pater Morin war unter dieser Anzahl; aber kaum war er in Rom angekommen, als ihn der Cardinal Richelieu wieder nach Frankreich rufen ließ. Man sagt, daß dieser Minister, bey dem der Priester des Oratorii sonst in großen Gnaden gestanden hatte, gegen den Bischof von St. Malo, Harlay de Sancy, eine Empfindlichkeit geäußert habe, daß er diesen gelehrten Mann so fern von sich wissen sollte. Der Prälat, der sein Freund war, schrieb so gleich an ihn, daß er zurück kommen möchte, weil ihn der Cardinal Richelieu zu einer geistlichen Würde zu befördern gedächte. Der Pater Morin kehrte so gleich nach erhaltenem Briefe wieder um, und kam zu Marseille an, ohne einen zweyten Brief erhalten zu haben, den ihm Harlay de Sancy auf Befehl des Cardinals geschrieben hatte, in welchem enthalten war, daß er Rom nicht verlassen sollte, weil seine Gegenwart daselbst nothwendig wäre. Man hielt dieses alles für ein verdecktes Spiel des Cardinals, der den Bischof nur brauchen wollte, um den Pater Morin wieder nach Frankreich zu ziehen, welcher, wie ihm war hinterbracht worden, in einigen Gesellschaften ein wenig frey von ihm gesprochen hatte.

II.

Der Pater Morin ließ eine Satyre auf gewisse Gebräuche der Versammlung des Oratorii drucken, und unter die Mitglieder dieses Collegii austheilen, die zu Orleans gewisser Angelegenheiten

ten halber versammlet waren. Es ist ein Pasquill, setzt Mr. Simon, der dieses erzählt, hinzu, das ohngefehr dem ähnlich ist, das Mariana wider die Jesuiten, und besonders auf seinen General Aquiviva gemacht hat. Beyde machen ihren Verfassern keine Ehre. Unterdessen ist Mariana mehr zu entschuldigen, als Morin: denn der erste verfertigte seine Schrift nur zu seinem Vergnügen, und in guter Absicht; da hingegen der andere die seinige selbst drucken ließ.

III.

Ich weiß nicht, ob man es eben diesem Autor glauben darf, daß der P. Morin alles, was er beißendes und anzügliches in den alten Schriftstellern gelesen, gesammelt habe, um bey Gelegenheit Gebrauch davon zu machen; und daß seine Hartnäckigkeit so weit gegangen sey, drey Jahr nach der Eroberung der Stadt Rochelle, noch zu behaupten, daß sie nicht erobert worden, sondern daß alle Nachrichten davon nichts als eine Erdichtung gewesen wären.

Paul Scarron,

geb. 1610, gest. 1660.

I.

Die Abbildung, die Scarron von sich selber macht, lautet folgender Gestalt; „Leser, der

„du mich nie gesehen hast, und dich vielleicht dar-
„über wenig bekümmerst, weil es dir nicht viel
„nützen wird, eine Person gesehen zu haben, die
„mir gleich ist, wisse, daß es mir auch gleich viel
„seyn würde, ob du mich sähest oder nicht, wenn
„ich nicht erfahren hätte, daß einige unruhige
„Witzlinge sich auf Unkosten eines Elenden lustig
„machen, und mich anders abmalen, als ich wirk-
„lich aussehe: einige sagen, daß ich ohne Beine
„auf dem Hintern fortrutschte, die andern, daß ich
„Beine, aber keine Schenkel hätte, und daß man
„mich in einem Futterale auf den Tisch stellte,
„wo ich wie eine geblendete Krähe plapperte;
„noch andere sagen, daß mein Hut an einem
„Stricke hienge, welcher an eine Winde angebun-
„den sey, mit welcher ich ihn in die Höhe zöge
„und wieder herab ließe, wenn ich denen, die mich
„besuchen, mein Compliment machen wollte.
„Ich glaube dahero in meinem Gewissen verbun-
„den zu seyn, diese Lügen nicht länger zu gestat-
„ten. Ich habe das dreyßigste Jahr überlebt,
„und wenn ich noch das vierzigste erreichen soll,
„so werde ich, außer den Plagen, die ich seit acht
„oder neun Jahren gelitten habe, noch manches
„ertragen müssen. Ich bin zwar von kleiner
„Statur, aber sonst wohl gewachsen gewesen;
„meine Krankheit hat mich um einen guten Fuß
„kürzer gemacht. Mein Kopf ist zu meiner Ge-
„stalt ein wenig zu groß. Ich habe ein ziemlich
„völliges Gesicht zu meinem sonst magern Körper,
„und Haare genug, daß ich keine Perüque tragen
„darf;

„darf; es sind, dem Sprichwort zu Trotz, schon „viel weiße darunter. Ich habe ein ziemlich gut „Gesicht, obgleich große Augen, welche zugleich „blau sind. Das eine liegt tiefer als das andere, „auf der Seite, wo ich den Kopf hinhänge. „Meine Nase ist nicht ungestaltet. Meine Zäh„ne, die sonst einer Reihe Perlen ähnlich waren, „haben ietzt eine Holzfarbe, und werden bald schie„ferfarbig werden. Anderthalbe auf der linken „Seite, und drittehalbe auf der rechten Seite, „habe ich verlohren, und zwey sind ein wenig „schadhaft. Meine Beine und Schenkel haben „anfänglich einen stumpfen Winkel gemacht, her„nach einen geraden, und endlich einen spitzigen. „Meine Schenkel machen mit meinem Leibe einen „andern Winkel, und der Kopf, der gegen den „Magen vorwärts hängt, macht, daß ich einem Z „nicht so gar ungleich sehe. Meine Arme sind „eben so kurz, als meine Beine, und die Finger „eben so wie die Arme. Ich bin, mit einem „Worte, ein Inbegriff des menschlichen Elends; „denn so sehe ich ohngefehr aus. Weil ich auf „einem so guten Wege bin, so will ich noch etwas „von meinem Charakter sagen: Ich bin zu allen „Zeiten ein wenig cholerisch, ein wenig gefräßig „und ein wenig faul gewesen. Ich nenne oft „meinen Bedienten einen Dummkopf, und bald „darnach wieder Monsieur. Ich hasse niemand, „und wollte Gott, daß man gegen mich eben so „verführe! Ich bin aufgeräumt, wenn ich Geld „habe, und würde es noch mehr seyn, wenn ich

„gesund wäre. In Gesellschaft bin ich lustig; „ich bin auch noch zufrieden genug, wenn ich allein „bin, und trage meine Uebel mit Geduld.„

II.

Als ihn ein Freund besuchte, und hörte, daß er ein kleines Kind seinen Nefen nannte, fragte ihn dieser, von welcher Seite er denn sein Onkel wäre, da er nur zwey Schwestern, und zwar unverheyrathet, hätte? Dieses Kind, antwortete ihm Scarron, ist mein Nefe, so wie es au Marais Mode ist. Scarron wohnte au Marais in der Straße des douzes Portes.

III.

Die Mutter Ludewigs XVI. gab ihm eine Pension von funfzehn hundert Livres, deßwegen nannte er sich beständig a) den Kranken der Königinn.

a) Scarron, von Gottes Gnaden, unwürdiger Kranker Ihro Majestät der Königinn, war die gewöhnliche Unterschrift seiner Briefe.

IV.

Scarron hatte sein kleines Gütgen seinen Anverwandten geschenkt, aber dieselben gaben es ihm wieder. Er verkaufte es hierauf an Mr. Nublee, der ihm sechs tausend Thaler dafür gab, ohne zu wissen, wie viel es werth war, und Scarron war mit diesem Handel zufrieden. Nublee besahe hierauf dasselbe, das nicht weit von Amboise war, und gieng, bey seiner Zurückkunft nach Paris, zu

Scar-

Scarron: Ihr habt geglaubt, sagte er zu ihm, daß euer Landguth nicht mehr als achtzehn tausend Franken werth sey; ich habe es aber schätzen lassen, und es ist vier und zwanzig tausend werth. Nublee nöthigte ihn also, noch zwey tausend Thaler anzunehmen, damit er die Summe voll bekommen hätte.

V.

Scarron verheyrathete sich im Jahr 1652. Ich will, sagte er, an meiner Frau keine Thorheit begehen; aber ich werde ihr viele begehen lehren. Ob wir gleich nicht reich sind, so wollen wir doch auf meinem Marquisat Quinet, ganz bequem mit einander leben. So nannte er die Einkünfte von seinen Werken, die Toussaint Quinet druckte.

VI.

In der Zueignungsschrift zum Don Japhet aus Armenien, redet Scarron also zum Könige: Ich will Eu. Majestät zu bereden suchen, daß Sie sich nicht beschimpfen würden, wenn Sie mir ein wenig Gutes thäten; wenn Sie mir ein wenig Gutes thäten, so würde ich aufgeräumter seyn, als ich bin; wenn ich aufgeräumter wäre, als ich bin, so würde ich lustige Comödien machen; wenn ich lustige Comödien machte, so würden Eu. Majestät was zu lachen haben; wenn Eu. Majestät was zu lachen hätten, so wäre ihr Geld gar nicht übel angewandt. Dieses folgt alles so ungezwungen aus einander, daß ich glaube, ich würde

davon überzeugt werden, wenn ich eben so wohl ein großer König wäre, als ich nur ein armer kranker Mensch bin.

VII.

Scarron ließ sich nicht gern etwas aufheften, ob er es gleich selbst andern gern that. Er konnte dem Madaillon den Streich nicht vergessen, den ihm dieser gespielt hatte. Madaillon schrieb im Namen eines Frauenzimmers an den Scarron, das sich in seinen Verstand verliebt hätte, und kein größer Vergnügen wünschte, als ihn zu sehen, das sich aber nicht entschlüßen könnte, zu ihm zu kommen. Nach verschiedenen Briefen bestellte ihn endlich Madaillon, immer unter dem Charakter eines Frauenzimmers, zu einer heimlichen Zusammenkunft in die Vorstadt St. Germain. Scarron ermangelte nicht, sich aus seiner entfernten Wohnung dahin zu begeben; aber es war niemand da. Kaum war er wieder nach Hause, als er ein Billet fand, in welchem das vorgebliche Frauenzimmer sich sehr ihres Außenbleibens wegen entschuldigte. Er ließ sich noch zwey oder dreymal bestellen, und fand immer niemand an dem Orte. Endlich merkte er, daß ihm Madaillon diesen Possen spiele, und sprach nie anders als mit heftigen Schimpfworten von ihm.

VIII.

Scarron las gern seinen Freunden jedesmal so viel von seinen Arbeiten vor, als er fertig hatte;

er nannte dieses **mit seinen Büchern eine Probe machen.**

IX.

Die Klage der Poeten über die bösen Zeiten, und die Undankbarkeit ihres Jahrhunderts, nennt Scarron die älteste unter allen Klagen.

X.

Scarron ward eines Tages von einem so heftigen Schlucken befallen, daß man glaubte, er würde daran sterben. Als das Uebel einigermassen nachgelassen hatte, sagte er: **Ich will eine treffliche Satyre wider den Schlucken machen, wenn ich ihn ganz werde los seyn.** Seine Freunde versahen sich dieses Einfalls am allerwenigsten; unterdessen ward er der Mühe überhoben, sein Wort zu halten, denn er starb an dieser Krankheit, und das Publicum hat die Satyre nie zu sehen bekommen, die er sich vorgesetzt hatte. Da seine Anverwandten und Bediente bey seinem Ende über seinen Zustand sehr kläglich thaten und heftig weineten, ward er durch diesen Anblick gar nicht gerührt: Meine Kinder, sagte er zu ihnen, ihr werdet nie so viel über mich weinen, als ihr über mich gelacht habt.

XI.

Als Ludewig XIV. den Verlust Poissons I, als eines großen Acteurs, bedauerte, sagte Despreaux, der von ohngefehr nebst dem Racine gegenwärtig war, ganz trotzig: Ja, er spielte vor-

trefflich im Dom Japhet und einigen andern Comödien vom Scarron, die man so gar in der Provinz schon vergessen hat. Da dieses in Gegenwart der Frau von Maintenon gesagt ward, so hielt es Racine für nöthig, dem Despreaux etwas darüber zu sagen: Ha! antwortete dieser ganz unbesorgt, welcher Mensch begeht keine Fehler?

XII.

Despreaux machte aus dem Scarron gar nichts: Euer Vater, sagte er einsmals zu dem jüngern Racine, begieng die Schwachheit, daß er bisweilen in dem verkleideten Virgil a) las und lachte; aber er ließ es vor mir nicht sehen.

a) Virgile travesti, vom Scarron.

XIII.

Scarron hatte das burlesque so Mode gemacht, daß die Buchhändler keine andern Werke als in diesem Geschmack drucken wollten. Es ward daher im Jahr 1649 ein schlechtes Stück von ernsthaftem Inhalt gedruckt, dessen Titel alle rechtschaffene Leute beleidigte: **Die Leidensgeschichte unsers Herrn, in burlesquen Versen.**

XIV. *

Er hatte einem seiner Gedichte eine Zueignungsschrift an die Hündinn seiner Schwester vorgesetzt. Da er nun nach der Zeit mit seiner Schwester zerfiel, spielte er ihr folgenden empfindlichen Streich: Er ließ seine ganzen Gedichte in einen Band zusammen drucken, und unter die

Errata

Errata setzen: Au lieu de *Chienne de ma Soeur*, lisez: *Ma chienne de Soeur*. Das ist: Anstatt, an die Hündinn meiner Schwester, lies: An meine Schwester die B . . .

Marcus Antonius Gerhard de Saint-Amand.

geb. zu Rouen 1593, gest. 1661.

I.

Saint-Amand hatte ein Gedicht gemacht, unter dem Titel: **Das lächerliche Rom.** Petit ahmte es sehr sinnreich nach, und machte ein anderes, welches er **das lächerliche Paris** nannte. Es ward zugleich auf eine sehr sonderbare Art verrathen, daß dieser Petit der Verfasser einiger gottlosen und unverschämter Lieder sey, die in Paris herum giengen. Als er eines Tages ausgegangen war, entführte der Wind einige Streifchen Papier von dem Tische aus seinem Zimmer, und warf sie auf die Gasse. Ein Priester, der da vorbey gieng, hob sie auf, und da er sahe, daß es Verse wider die Religion und die guten Sitten waren, trug er sie in dem Augenblicke zum königlichen Procurator. Man machte hierauf Anstalt, daß Petit, so bald er nach Hause kam, in Verhaft genommen ward, und man fand unter seinen Papieren die Entwürfe zu den Liedern,

die damals in der Stadt herum giengen. So sehr sich auch Personen vom ersten Range seiner, als eines jungen Menschen, annahmen, so ward er doch verurtheilt, gehangen und verbrannt zu werden.

II.

Brossette sagt, daß Saint-Amand ein Gedicht vom Monde gemacht habe, in welchem er Ludewig XIV. besonders wegen seiner Geschicklichkeit im Schwimmen lobte; daß aber dieser Prinz dieses Gedicht gar nicht habe lesen mögen, und daß der Dichter diesen Schimpf nicht lange überlebt habe.

III.

Die Verse des Saint-Amand waren wirklich schlecht, er konnte sie aber mit einer besondern Annehmlichkeit vorlesen. Gombault machte daher folgendes Sinngedicht auf ihn:

Tes vers sont beaux, quand tu les dis,
Mais ce n'est rien quand je les lis:
Tu ne peux pas toujours en dire,
Fais en donc que je puisse lire.

„Deine Verse sind schön, wenn du sie liest,
„schlecht aber sind sie, wenn ich sie lese: Nun
„kannst du sie nicht immer selber vorlesen, ma-
„che daher welche, die auch ich lesen kann.„

IV. *

Weil man den St. Amand für einen Bastard eines Edelmanns Verrier hielt, so machte Maynard folgendes auf ihn:

Votre

Votre nobleſſe eſt mince,
Car ce n'eſt pas d'un Prince
Daphnis, que Vous ſortez.
Gentilhomme de Verre,
Si Vous tombez à terre
Adjeu Vos qualités.

„Daphnis, dein Adel iſt ſehr dünne; denn „du ſtammſt von keinem Prinzen ab. Wenn „du, gläſerner Edelmann, fällſt, ſo ſind deine „ganzen adelichen Tugenden hin.„

Claudius Quillet,

geb. in Touraine um den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, geſt. 1661.

I.

Als der Staatsrath Laubardemont die Sache der vom Teufel beſeſſenen Nonnen zu Loudun, auf Befehl des Hofes, unterſuchte, drohete der Teufel, wenn er einen Ungläubigen finden würde, ihn den folgenden Tag bis an die Decke der Kirche in die Höhe zu führen. Quillet hörte es, und ſagte kein Wort; aber den folgenden Tag verfügte er ſich zu geſetzter Stunde wieder in die Kirche, forderte, in Gegenwart des Laubardemont und einer großen Verſammlung, den Teufel auf, ſein Wort zu halten, und ſagte dreiſt, daß er über ſeine Drohungen lache, ſo daß, wie Sorbiere ſagt, der

der arme Teufel ganz bestürzt ward, und seine ganze Rotte in Verwirrung gerieth. Laubardemont ärgerte sich daran, und machte einen Bericht wider den Quillet, welcher sich weder zu Loudun, noch in Frankreich, ferner für sicher hielt, da er sahe, daß die ganze Mummerey eine Comödie des Cardinals Richelieu war, durch welche er den Urban Grandier a) ins Verderben stürzen wollte. Er machte sich schleunig fort, und gieng nach Italien.

a) Urban Grandier war Pfarrer und Canonicus zu Loudun. Etliche Ursulinernonnen daselbst, die man für besessen hielt, klagten ihn an, daß er sie behext habe; die Sache ward auf Befehl des Hofes, oder vielmehr des Cardinals Richelieu, der sich wegen der vom Grandier verfertigten Schmähschrift: la Cordonniere de Loudun, an ihm rächen wollte, untersucht, und ihm das Urtheil gesprochen, Kirchenbuße zu thun und lebendig verbrannt zu werden. Das Urtheil ward im Jahr 1634 an ihm vollzogen. Wir haben über diese Begebenheit eine Schrift: Histoire des diables de Loudun, nebst einer Widerlegung derselben.

II.

Die Callipädie b) des Quillet ist ein schönes Gedicht. Er hatte einige Verse wider den Cardinal Mazarin, der ihn etwa einmal beleidigt haben mochte, einfließen lassen. Als der Minister dieses Gedicht gelesen hatte, ließ er den Quillet zu sich rufen; aber anstatt ihm einige Empfindlichkeit zu zeigen, beklagte er sich vielmehr, mit der sanftmüthigsten Art, daß er seiner in diesem Gedicht

dicht so wenig geschont habe. Sie wissen, setzte er hinzu, daß ich schon seit langen Zeiten alle Achtung für Sie habe, und daß, wenn ich Ihnen noch keine Wohlthat erwiesen habe, die Schuld nicht an mir, sondern an den ungestümen Bettlern liegt, die mich beständig belagern, und mir eine iede Gunstbezeugung aus den Händen reißen; aber ich verspreche Ihnen die erste Abtey, die ledig werden wird. Quillet, von einer so großen Gnade gerührt, fiel dem Cardinal zu Füßen, bat ihn um Vergebung, versprach sein Gedicht zu ändern, und zwar so, daß er damit zufrieden seyn sollte, und bat zugleich den Cardinal um Erlaubniß, daß er es ihm zueignen dürfte; welches ihm der Cardinal erlaubte. Er veranstaltete auch wirklich eine zwote Ausgabe, und schrieb sie dem Cardinal zu, der ihm kurz zuvor eine ansehnliche Abtey gegeben hatte.

b) Wer dieses Gedicht nicht kennt, und den Inhalt desselben nicht aus dem Titel errathen kann, dem will ich den Anfang desselben hersetzen; Man sehe den Anfang der Bücher von der Landwirthschaft im Virgil nach, und man wird den Nachahmer, den glücklichen Nachahmer Virgils, gleich in der ersten Zeile finden.

> Quid faciat laetos thalamos; quo semine felix
> Exsurgat proles, & amoeni gratia vultus;
> Sidera quae lepidas fundant per membra figuras;
> Et quae vis animae Geniali praesit Amori:

Quae

Quae decora eximiam pulchro sub corpore mentem
Commendent, clarisque hominem virtutibus ornent,
Hic canere aggredior . . . .

Willhelm de Brebeuf,

geb. in Niedernormandie 1618, gest. 1661.

I.

Brebeuf liebte in seiner Jugend blos den Horaz. Einer seiner Freunde, mit Namen Gautier, las hingegen nichts als den Lucanus, und zog diesen Dichter allen andern vor. Dieser verschiedene Geschmack verursachte öfters Streit unter ihnen. Nach langen vergeblichen Streiten verglichen sie sich endlich, daß ein ieder von ihnen den Leibpoeten des andern lesen, prüfen und ohne Vorurtheil beurtheilen wolle. Es geschah, und Gautier ward so für den Horaz eingenommen, daß er ihn nach diesen nicht wieder aus den Händen legen konnte; Brebeuf aber fand so viel Geschmack am Lucanus, daß er, voll von dem Genie desselben, in der Uebersetzung, die er von diesem Dichter machte, eben so sehr und noch mehr Lucanus ward, als Lucanus selbst.

Franz

Franz le Metel de Bois-Robert.

geb. zu Caen 1592, gest. 1662.

I.

Bois-Robert war der artigste Mann seiner Zeit, und eine Art von Favorit des Cardinals Richelieu, den er durch seine artigen Erzählungen belustigte. Wenn dieser Minister krank war, pflegte sein Arzt Citois immer zu sagen: Monseigneur, wir wollen alles für ihre Gesundheit thun; aber alle unsere Arzeneyen werden nicht viel helfen, wenn sie nicht ein wenig Bois-Robert darunter mischen.

II.

Als Bois-Robert bey dem Cardinal in Ungnade gefallen war, nahm sich die französische Akademie seiner an, als welche ihm den Schutz Sr. Eminenz zu danken hatte. Ja, da dieses nicht helfen wollte, nahm sie den Mr. Citois zu Hülfe, welcher auf das nächste Recept, das er für den Cardinal zu schreiben hatte, die Worte setzte: Recipe Bois-Robert, und dieser Einfall war glücklich.

III.

Bois-Robert war dem Spiel sehr ergeben; die Menagiana haben uns einen merkwürdigen Streich, der ihm wiederfuhr, aufbehalten. Er

verspielte einsmals zehn tausend Thaler an den Herzog von Roquelaure. Dieser, der das Geld liebte, wollte bezahlt seyn, und Bautrû machte den Vergleich zwischen ihnen. Bois-Robert verkaufte alles, was er hatte, für vierzehn tausend Franken. Bautrû sagte zum Roquelaure, indem er ihm dieses Geld gab, daß er das noch fehlende erlassen müßte, und daß Bois-Robert zur Danksagung eine Ode zu seinem Lobe, aber so schlecht als er könnte, machen sollte. Wenn die Welt erfahren wird, setzte er hinzu, daß der Herzog von Roquelaure sechszehn tausend Franken für ein so schlechtes Stück gegeben hat, was wird sie nicht glauben, daß er für ein gutes gegeben haben würde?

IV.

Bois-Robert war ein Freund von gutem Essen und Trinken, und dachte immer, wo es etwas zu schmausen geben würde. In solchen Gedanken gieng er vermuthlich einsmals durch die Straße des heil. Athanasius, wo man ihn zu einem verwundeten Menschen rufte, der den Augenblick den Geist aufgeben wollte, damit er ihn zum Tode bereiten möchte. Er gieng zu ihm, und die ganze Vermahnung, die er ihm gab, war: Mein Freund, denkt an Gott, sprecht euer **Benedicite**, a) und damit gieng er wieder seiner Wege.

a) Man erinnere sich, daß Benedicite der Anfang des lateinischen Tischgebetes ist, und daß Bois-Robert

Robert vielleicht eben im Begriff war, sich irgendwo zu Gaste zu bitten, und in Gedanken schon vor der mit Speisen beschwerten Tafel stand.

V.

Die Dienstfertigkeit des Bois-Robert, und der Zutritt, den er bey dem Cardinal Richelieu hatte, machten, daß er öfters, und am meisten von seinen Anverwandten, überlaufen ward. Er giebt dieses in einem seiner Gedichte zu erkennen, welches sich also anfängt:

Melchisédech étoit un heureux homme;
Et son bonheur est l'objet de mes voeux;
Car il n'avoit ni freres ni neveux.

„Melchisedech war ein glücklicher Mann;
„Sein Glück ist der Gegenstand meiner
„Wünsche: denn er hatte weder Brüder noch
„Vettern.„

VI.

Bois-Robert speiste bisweilen bey dem Cardinal de Retz, welcher offene Tafel hielt. Um dabey einmal einen bequemen Platz zu haben, blieb er unten stehen, und sagte zu einem ieden, den er zur Tafel kommen sah, und sechzehn; wodurch er zu verstehen geben wollte, daß nur auf funfzehn Personen gerechnet wäre, und daß der ankommende der sechzehnte sey. Dieses machte, daß alle, die kamen, wieder fortgiengen. Da nun der Cardinal sich zur Tafel setzte, wunderte er sich, daß so wenige da wären, die mit ihm speisen wollten; Bois-Robert erzählte ihm hier-

auf, wie er sie alle wieder fort geschickt hätte, damit er Platz haben möchte, und der Cardinal belachte diesen Einfall.

VII.

Als der Finanzaufseher Servien gestorben war, machte Bois-Robert ein Gedicht wider ihn. Einer seiner Freunde las dasselbe, und fragte ihn, wie er sich habe können einfallen lassen, Verse wider diesen Minister zu machen? die Ursache, antwortete ihm Bois-Robert, ist, weil er gestorben ist.

VIII.

Ein Bedienter des Despreaux kam und sagte seinem Herrn, daß die Gichtschmerzen doppelt heftig beym Bois-Robert wären. Er flucht also wohl wacker? sagte Despreaux. Ach! mein Herr, antwortete der Bediente, das ist noch sein einziger Trost.

IX.

Als sich Bois-Robert eines Tages gegen gewisse Damen rühmte, daß er ehemals ein ansehnlicher Befehlshaber in Frankreich gewesen sey, so that Benserade, der dabey war, als wenn er es bekräftigen wollte, und sagte: Es ist wahr, Mesdames, der Herr ist ein ansehnlicher Befehlshaber in Frankreich gewesen. Ganz Paris hat ihn zehn Jahre lang die Truppen des Marais und des Hotel de Bourgogne commandiren sehen. Bois-Robert war so oft in diesem Hotel, daß ihn

Me-

Menage den Hausknecht a) des Hotel de Bourgogne nannte, und er seit der Zeit den Namen immer behielt.

a) Ich will aufrichtig seyn: im Französischen steht Aumônier, und ich weiß wohl, daß dieses keinen Hausknecht bedeutet. Es gefiel mir aber, es so zu übersetzen, und niemand als Menagius selber soll mich deßwegen zur Rede setzen, wenn ich seinen Sinn nicht getroffen habe.

X.

Man fragte eines Tages den Conrard, ob er den Abt Bois-Robert auch für andächtig genug hielte: Ich halte ihn, antwortete Conrard, eben so sehr dafür, als jenen guten Prälaten, von welchem Tassoni redet, der, anstatt seine Gebete zu lesen, die Einkünfte im Brete verspielte.

XI.

Als Conrard dem Bois-Robert anlag, seine Gedichte heraus zu geben, stellte ihm dieser dagegen vor, daß sie auf dem Papiere nicht so gefallen möchten, als wenn er sie selbst mit Kunst herläse.

En récitant des vers, je fais merveilles;

Je suis, Conrard, un grand dupeur d'oreilles.

„Ich thue Wunder, Conrard, wenn ich „Verse vorlese; ich kann die Ohren meister„lich betrügen.„

Blasius Pascal,

geb. zu Clermont in Auvergne 1623, gest. 1662.

I.

Da Pascal in seinen letzten Jahren in alle Betstunden gieng, alle Kirchen besuchte, wo Reliquien waren, und einen geistlichen Almanach hatte, wo alle besondern Andachten den Oertern und der Zeit nach, aufgezeichnet waren, so hat man gesagt, daß die Religion große Geister zu Kleinigkeiten, und kleine Geister zu großen Dingen fähig mache.

II.

Ein anderer sagte, daß Pascal mit seiner Aufführung, mit seiner Demüthigung, mit seinen Bußübungen und mit seinem Glauben mehr Weltkinder bekehre, als wenn man ein Dutzend Missionarien wider sie ausschickte.

III.

Pascal sagte, daß es weit besser sey, den Menschen die Schönheit und Majestät der Religion zu zeigen, als ihnen mit einer trockenen Gründlichkeit die Wahrheit derselben zu beweisen.

IV.

Der P. Daniel drückt sich in der Antwort auf die Provincialbriefe, folgender Gestalt aus: Es

Es haben sich vernünftige Leute über die Herausgeber des Pascals aufgehalten, welche vorgegeben haben, daß er, in einem Alter von zwölf Jahren, ohne geometrische Bücher gelesen zu haben, ohne Lehrmeister, ohne eine andere Zeit, als einige Ergötzungsstunden anzuwenden, die man ihn, wahrscheinlicher Weise, auch nicht in der Einsamkeit zubringen ließ, bis auf die zwey und dreyßigste Aufgabe des Euklides gekommen sey. Ein Jesuit, der sich in einer Gesellschaft befand, wo man sehr darüber scherzte, und es für eine Fabel hielt, sagte ganz gelassen: daß die Freunde Pascals ihm darinne höchstens nur Gerechtigkeit wiederfahren ließen, aber noch nicht alles sagten; und da man ihn um weitere Erklärung in einer Sache bat, von der er mit so viel Gleichgültigkeit sprach, setzte er hinzu, daß diese Hyperbel, so übertrieben sie auch schiene, noch etwas ganz geringes sey, gegen die Erkenntlichkeit, die sie ihm wegen seiner Provincialbriefe schuldig wären, in welchen er ihnen zu gefallen wohl andere Hyperbeln gesagt hätte. Die ganze Gesellschaft räumte dieses ein, und man gestand, daß man die Dienste, die Pascal diesen Herren erwiesen hätte, mit keiner bessern Münze bezahlen könne.

V.

Der P. Petit Düdier, ein Benedictiner, erzählt, daß die Jesuiten den Grafen de Büssi, als er in der Bastille saß, gebeten hätten, auf die Provincialbriefe zu antworten, wofür sie ihm nicht

allein seine Befreyung, sondern auch noch etwas mehreres zu verschaffen versprachen. Er ließ sich diesen Vorschlag gefallen; man versahe ihn mit Nachrichten, er fieng an zu schreiben, und strengte alle Kräfte seines Geistes an, um etwas, seinem Rufe und seinem Gegenstande anständiges hervor zu bringen. Aber nach einigen Versuchen ließ er es liegen, und bekannte, daß es unmöglich sey, mit Glück in dieser Sache zu arbeiten.

VI.

Pascal sagt, daß selten ein großer Mathematiker ein witziger Kopf, und ein witziger Kopf selten ein großer Mathematiker sey. a)

a) So habe ich den Gedanken ehemals gelesen: das französische könnte allhier auch etwas anderes sagen. Es heißt: qu'il est rare que les grands Géometres soient fins, & que les gens fins soient Géometres. Wer sich durch gens fins listige Köpfe, oder artige höfliche Leute vorstellen will, dem will ich es nicht wehren. Mathematicien sagt zwar mehr als Géometre; der Unterschied kommt mir aber vor wie zwischen einem Bürgermeister in einer großen und einer kleinen Stadt; sie sind doch alle beyde Bürgermeister.

VII.

Als man eines Tages bey dem Präsident von Lamoignon von gelehrten Dingen sprach, behauptete Despreaux den Vorzug der Alten, einen einzigen neuern ausgenommen, der nach seiner Meynung alle Alten und Neuen überträfe. Ein Jesuit fragte ihn hierauf, welches denn das Buch sey,

das ihm so vorzüglich gefallen habe; aber er wollte es nicht nennen. Corbinelli beschwor ihn so dann, daß er es ihm sagen sollte, damit er es die ganze Nacht lesen könnte. Despreaux lachte, und gab ihm zur Antwort: Ey, mein Herr, Sie haben es schon mehr als einmal gelesen. Der Jesuit fängt wieder an, und dringt mit einer verächtlichen Art darauf, daß ihm Despreaux diesen wundernswürdigen Autor nennen sollte. Despreaux weigerte sich, und der Pater ließ nicht ab. Endlich ergriff ihn Despreaux bey den Armen, hielt sie ihm fest, und sagte: Nun wohlan, weil ihr es verlangt, Pascal ist es, zum Henker ‥ Pascal? sagte der Pater ganz erstaunt, Pascal ist schön, so wie es das falsche seyn kann. ‥ Das Falsche! antwortete Despreaux, das falsche! wisset, daß er eben so wahr als unnachahmlich ist; man hat ihn in drey Sprachen übersetzt. Er ist, versetzte der Pater, dadurch nicht wahrer geworden.

VIII.

Der Pater Bouhours, als er sich mit dem Despreaux über die Schwierigkeit, gut französisch zu schreiben, unterhielt, nannte ihm einige Schriftsteller, die er in Absicht auf die Reinigkeit der Sprache zu Mustern gewählt hätte. Despreaux verwarf alle, die er ihm nannte. Wen halten Sie denn nun, fragte ihn Bouhours, für den vollkommensten Schriftsteller! Mein lieber Pater, antwortete ihm Despreaux, wir wollen die Briefe

des Pascal lesen, und alle andere Bücher ungelesen lassen.

IX.

Man hebt in der Bibliothek zu Saint Germain des Pres alle kleinen Papiere sorgfältig auf, auf welchen sich etwas von den Gedanken des Pascals befindet. Man hat mit vieler Mühe eines neben das andere in ein Buch weißes Papier geleimt, das sehr prächtig eingebunden ist. Es ist dieses nicht das schlechteste Denkmal zu Paris.

Petrus de Marca,

geb. in Bearn 1594, gest. 1662.

I.

Peter de Marca, der durch sein Buch, von der Vereinigung des Priesterthums mit der weltlichen Regierung so berühmt ist, ward, ehe man ihn zum Bischof machte, nach Catalonien geschickt, welches sich unter französischen Schutz begeben hatte. Er sollte daselbst den Zustand der Justiz, der Policey, der Finanzen, und selbst der Armee untersuchen. Es giebt wenig Beyspiele von der Art, mit welcher er sich daselbst beliebt machte, wie man es aus den öffentlichen Gebeten und Wallfahrten schließen kann, die seiner Wiedergenesung wegen angestellt wurden, als er im Jahr 1644 von einer heftigen Krankheit angefallen ward.

ward. Die Stadt Barcellona that unter andern der heil. Jungfrau zu Montserrat, welches eine Tagereise davon entfernt ist, ein öffentliches Gelübde, und schickte in ihrem Namen zwölf Capuciner ohne Sandalen, und zwölf junge Mädchen, ebenfalls barfuß, mit fliegenden Haaren, und langen weißen Röcken bekleidet, dahin. Peter de Marca glaubte, daß die Gebete und Gelübde ihm seine Gesundheit wieder verschaft hätten, und verließ Catalonien nicht eher, als bis er seine Andacht zu Montserrat verrichtet hatte.

II.

Als der Cardinal de Retz das Erzbischofthum Paris im Jahr 1662 niederlegte, ernannte der König den de Marca darzu, der aber drey Tage darnach starb, als er die Bulle empfangen hatte, und ehe er Besitz davon nehmen konnte. Sein Tod gab zu folgender scherzhaften Grabschrift Gelegenheit:

Cy git l'illustre de Marca,
Que le plus grand des Rois marqua
Pour le Prélat de son eglise;
Mais la mort qui le remarqua
Et qui se plait à la surprise,
Tout aussi tôt le demarqua.

„Hier liegt der berühmte de Marca, den „der größte unter den Königen zum Prälaten „seiner Kirche aufzeichnete; aber der Tod, der „es gewahr ward, und immer gern unverse-

„hens

„hens in den Weg kommt, strich ihn so gleich „wieder aus. a)„

a) Das artige Spielwerk mit den Worten marqua, remarqua, und démarqua, mit welchen auf den Namen des Peter de Marca angespielt wird, hat im Deutschen nothwendig verlohren gehen müssen.

Gautier de Costes de la Calprenede,

geb. in Perigord, gest. 1663.

I.

La Calprenede war Officier beym Leibregimente; man sagt, daß er, wenn er auf der Wache war, öfters in dem Vorsaal der Königinn sich einfand, wo er lustige Histörchen erzählte, so daß immer ein großer Haufen Zuhörer, und selbst die Kammerfrauen der Königinn, nebst den Hofdamen, um ihn herum stunden. Da sich nun eines Tages die Königinn gegen ihre Kammerfrauen beschwerte, daß sie ihre Arbeit nicht gehörig und zu rechter Zeit thäten, antworteten ihr diese, daß immer ein junger Mensch in dem Vorzimmer wäre, der die lustigsten Histörchen zu erzählen wisse, und daß man wider seinen Willen genöthigt würde, ihm zuzuhören. Die Königinn ward neugierig, ihn zu sehen, und war so zufrieden über ihn, daß sie ihm eine Pension gab.

II. La

II.

La Calprenede verfertigte seinen **Silvander**, als er noch Freywilliger unter dem Leibregimente war. Für das damit gewonnene Geld schafte er sich eine ganz ungewöhnliche Kleidung, und wenn man ihn um den Namen des Zeuges fragte, antwortete er: es ist **Silvander**.

III.

Das Trauerspiel, Mithridates, ward das erste mal am Tage der heil. drey Könige aufgeführt, welches zu einem Scherz Gelegenheit gab. Am Ende des Stücks ergreift Mithridates einen Giftbecher, und nachdem er sich einige Zeit bedacht, sagt er, da er ihn austrinkt:

Mais c'est trop differer,

„Zu lange zaudr' ich schon; = =

Ein Spasvogel auf dem Parterre füllte den Vers aus, und rief:

le Roi boit, le Roi boit.

„der a) König trinkt, er trinkt.

a) Dieser Scherz gründet sich auf eine Gewohnheit der Franzosen an diesem Tage. Sie bringen ihn in Gesellschaft und mit vielerley Vergnügungen zu. Unter andern wird ein Kuchen gebacken, und eine Bohne in denselben gesteckt. Dieser Kuchen wird hernach unter die Gesellschaft, die durchs Looß paarweise eingetheilt ist, herum gegeben. Welches Paar nun in seinem Stück die Bohne findet, heißt der König und die Königinn; die andern erweisen ihm allerhand scherzhafte Ehrenbezeugungen, worunter auch gehört, daß wenn eins

von

von ihnen trinkt, die übrigen alle aufstehen und rufen: der König trinkt! die Königinn trinkt.

IV.

Als sich der Cardinal Richelieu eine Tragödie vom Calprenede hatte vorlesen lassen, sagte er, daß das Stück gut, die Verse aber schlecht (lâches) wären. Der Autor erfuhr dieses, und antwortete mit einem wahren gasconnischen Einfalle darauf: Wie! schlecht? zum Henker! in dem Hause des Calprenede giebt es nichts schlechtes.

V.

Eine spanische Dame las in der Cleopatra eine lange und zärtliche Unterredung zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten: **Wie viel Witz am unrechten Orte!** rief sie aus, **sie waren beysammen, und allein!** = =

Nicolaus Perrot d'Ablancourt,

geb. zu Chalons an der Marne 1606, gest. 1664.

I.

Die Uebersetzungen des d'Ablancourt wurden mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, und Vaugelas fand sie so schön, daß er seinen ganzen Curtius nach diesen Mustern umarbeitete, und nunmehr der Schreibart des d'Ablancourt folgte,

folgte, so wie er bisher des Coeffetau seiner gefolgt war. Dieser berühmte und in unserer Sprache so erfahrne Mann, hat sein Zeugniß darüber selbst abgelegt, indem er mit eigner Hand auf sein Manuscript geschrieben hatte, daß er seine Uebersetzung nach dem Arrianus des d'Ablancourt verbessert und umgearbeitet habe; weil nach seiner Meynung niemand den d'Ablancourt in der Deutlichkeit, Leichtigkeit, Kürze und Zierlichkeit der historischen Schreibart überträfe.

II.

D'Ablancourt wollte nie etwas eigenes arbeiten, sondern begnügte sich blos mit Uebersetzungen. Er sagte, wenn man ihm darüber etwas einwandte, daß er weder ein Prediger noch ein Advocat sey, der gerichtlich reden oder predigen müßte, daß es der Welt an politischen Werken nicht fehle, daß alle moralische Discurse Wiederholungen aus dem Plutarch und Seneka wären, und daß man seinem Vaterlande einen bessern Dienst thäte, wenn man ihm gute Bücher übersetzte, als wenn man neue schriebe, in denen doch öfters nichts neues stünde.

III.

D'Ablancourt hatte anfänglich niemand als den Herrn Patrü, den er um Rath fragte; nachdem er aber mit Conrard und Chapelain bekannt ward, zog er auch diese zu Rathe. Mit Conrard besonders gieng er alle seine Arbeiten durch, und dieses um so viel lieber, weil er weder griechisch

noch

noch lateinisch verstand, und ihm also weniger Mühe machte. Denn wenn er nach Paris kam, um ein Werk unter die Presse zu geben, machte man ihm immer so viel Schwierigkeiten, daß er bisweilen in Hitze und Zorn gerieth, und auch viel Zeit zubrachte, bis er diese Schwierigkeiten gehoben hatte. Dieses Mißvergnügen verursachte demnach, daß er in seinen letzten Jahren, und bey seiner letzten Uebersetzung niemanden mehr anhörte, oder wenigstens nicht glaubte. Es geschahe dieses weder aus Stolz, noch Eitelkeit, sondern aus Eilfertigkeit und Begierde, sich bald seiner Bürde zu entledigen; denn wenn sein Buch gedruckt war, hörte er nicht allein alle Urtheile an, sondern bat so gar seine Freunde um das ihrige, um sich dasselbe bey der zwoten Ausgabe zu Nutze zu machen.

IV.

Unter allen Schriftstellern der damaligen Zeit, hielt man den d'Ablancourt für den geschicktesten, die Geschichte des Königs zu schreiben. Er nahm den Vorschlag, der ihm von Seiten des Ministers Colbert gethan ward, nebst einer Pension von tausend Thalern an. Er wollte sich schon nach Paris begeben, und sich daselbst niederlassen, um die darzu nöthigen Nachrichten bequemer aufsuchen zu können; aber alles gieng wieder zurück, als Colbert Sr. Majestät davon Bericht erstattete, und sagte, daß d'Ablancourt ein Protestant sey. Ich mag keinen Geschichtschreiber haben,

sagte

sagte der König, der von einer andern Religion als der meinigen ist; doch sollte, wie er hinzu setzte, dem Schriftsteller, wegen seiner anderweitigen Verdienste, seine Pension bezahlt werden.

V.

D'Ablancourt hatte einen Vater gehabt, der sein Lebetage über auf hundert tausend Verse gemacht hatte. Unterdessen konnte er nicht zween hinter einander machen, ob er gleich, wie er selbst sagte, das Feuer von drey Poeten beysammen hätte.

VI.

Bassan, der Laquais des d'Ablancourt, lebte mit ihm in großer Vertraulichkeit. D'Ablancourt spielte eines Tages und verlohr sein Geld. Bassan, der es sahe, zupfte ihn beym Mantel, und sagte ihm ins Ohr: Zum Henker, sie verspielen unser ganzes Geld, und hernach werden sie mich dafür ausprügeln wollen. D'Ablancourt konnte sich nicht enthalten zu lachen, und Bassan gab den ganzen Abend über Gelegenheit zu einer lustigen Unterhaltung.

VII.

Grabschrift des Herrn d'Ablancourt.

L'illustre d'Ablancourt repose en ce tombeau:
Son génie à son siecle a servi de flambeau:

Dans ses fameux écrits toute la France admire
Des Grecs & des Romains les précieux thrésors.
A son trepas on ne peut dire
Qui perd le plus des vivans ou des morts.

„In diesem Grabe ruhet der berühmte „d'Ablancourt; Sein Genie hat seinen Zeiten „zur Fackel gedient; Ganz Frankreich bewun„dert in seinen Schriften die kostbaren Schätze „der Griechen und Römer; es ist nicht leicht „zu sagen, wer durch seinen Tod das meiste „verliehrt, ob die Lebenden oder die Todten.„

Willhelm Bautrü,

geb. zu Paris 1588, gest. 1665.

I.

Bautrü, der angenehmste witzige Kopf seiner Zeit, war ein Mitglied der französischen Akademie, ob er gleich nichts geschrieben hat. Da er den Ruf hatte, daß er selten die Wahrheit rede, so sagte Marigni von ihm: qu'il étoit né d'une fausse-couche, qu'il avoit été baptisé avec du faux-sel, qu'il ne logeoit jamais que dans des Faux-Bourgs, qu'il passoit toûjours par de fausses portes, qu'il cherchoit toûjours les faux-fuyans, & qu'il ne chantoit jamais qu'en

qu'en faux-bourdon. (Diese sehr unwitzigen Wortspiele, muß man nicht übersetzen wollen. Der ganze Witz steckt in der Anspielung mit dem Wörtchen faux, auf einen Lügner, außerdem ist es ein Non-sense, das weder im Französischen noch im Deutschen schön ist.)

II.

Wenn Bautrü wissen wollte, ob man sich bey iemand zu Gaste bitten könnte, so fragte er: **Kann man den Herrn zu Mittage sprechen?**

III.

Als Bautrü die Gerechtigkeit und den Frieden sich küssend von Bildhauerarbeit auf einem Kamin stehen sahe, sagte er zu einem guten Freunde, der bey ihm war: **Seht doch, wie sie sich umarmen, wie sie sich küssen! Sie nehmen Abschied von einander, um sich nie wieder zu sehen.**

IV.

Als Menagius von allen seinen Freunden in einer wichtigen Angelegenheit war verlassen worden, suchte er in einer Gesellschaft zu behaupten, daß es gar keine redlichen Leute mehr gäbe. Einige Tage darnach meldete ein Laquais dem Bautrü, daß ein ehrlicher Mann mit ihm sprechen wolle. **Was,** Schelm, antwortete ihm Bautrü, und schlug ihn mit dem Stock hinter die Ohren, **ein ehrlicher Mann? Wer hat dir**

 gesagt,

gesagt, daß er ein ehrlicher Mann ist? Menage, der so gelehrt ist, spricht, daß er keinen wisse, und du willst welche kennen.

V.

Von einem gewissen Herrn sagte Bautrû, daß er der Plutarch der Bärenhäuter sey, weil er die Leute mit nichts als läppischen Erzählungen unterhielte.

VI.

Man muß sich, pflegte Bautrû zu sagen, nicht ganz in das Land der Vergnügen hinein wagen, sondern nur an den Küsten derselben bleiben.

VII.

Als Bautrû nach Spanien geschickt ward, besahe er die Bibliothek im Escurial, und merkte aus der Unterredung mit dem Bibliothekarius, daß seine Geschicklichkeit nicht weit her war. Er wartete hierauf dem Könige auf, und sprach mit ihm von den Schönheiten dieses königlichen Gebäudes, und wie wohl Se. Majestät einen Bibliothekarius zu wählen gewußt hätten; er sagte ihm, daß er einen seltenen Mann an ihm gefunden hätte, den Se. Majestät zum Aufseher über die Finanzen machen könnten. Wie so? fragte ihn der König. Sire, antwortete ihm Bautrû, weil ich finde, daß er nichts aus ihren Büchern nimmt, so glaube ich, daß er auch nichts von den Finanzen entwenden werde.

VIII. Bau-

VIII.

Bautrû hatte die Gicht, und aß eben Schinken, als ein Freund zum Besuch zu ihm kam. Was ist das? sagte der Freund zu ihm, wisset ihr nicht, daß der Schinken der Gicht zuwider ist? Es ist wahr, antwortete ihm Bautrû ganz kaltsinnig, er ist der Gicht zuwider, aber er ist gut für die, welche die Gicht haben.

IX.

Gomez war ein sehr armer Poet. Eines Tages war er von ohngefehr in das Zimmer des Königs gekommen, und Bautrû rief, so bald er ihn ansichtig ward: Wie hat dieser Elende durch so viel verschlossene und mit Wache besetzte Thüren hindurch dringen können, da er seit zehn Jahren nicht aus dem Hospital heraus gekonnt hat, ob gleich da die Thüren beständig offen stehen.

X.

Ein Präsident von Bourdeaux, ein sehr langweiliger Mensch, wollte eines Tages den Mr. Bautrû besuchen. Der Laquay, der ihm schon gesagt hatte, daß sein Herr zu Hause sey, meldete ihn an: Was? sagte Bautrû, du hast ihm gesagt, daß ich zu Hause bin? Gehe und sage, ich sey krank. Der Laquay richtete es aus, und der Präsident erwiederte: Ich will ihm an den Puls fühlen, und sehen, ob die Krankheit gefährlich ist. Der Laquay erschrack, und sagte seinem Herrn wieder, daß er sich nicht abweisen ließe. Nun

gut, antwortete Bautrů, so sage ihm, daß ich gestorben sey. Der Bediente brachte diese traurige Nachricht dem Präsidenten, der ganz betrübt darüber, mit Gewalt den Bautrů sehen wollte, um ihm das Weihwasser zu geben. Dieser hatte kaum Zeit genug, sich in ein Tuch zu hüllen und ins Bette zu werfen, wo er die Rolle eines Todten vollkommen spielte. Der Präsident verrichtete, nach vielen Klagen, das Gebet vor dem Bette, welches eine ganze Stunde dauerte; hernach nahm er einen großen Weihkessel, den er an der Wand gewahr ward, und goß ihn bis auf den letzten Tropfen über den verstellten Todten aus. Nach diesem gieng er wieder seiner Wege.

XI.

Bautrů ward auf Befehl des Herzogs d'Epernon, über den er sich aufgehalten hatte, auf freyer Straße ausgeprügelt. Als Desbarreaux einige Zeit darnach den Bautrů mit einem Stocke sahe, rief er aus: Mr. de Bautrů trägt seinen Stock, wie der heil. Laurentius seinen Rost, um uns an seinem Märterthume zu erinnern.

XII.

Amelot erzählt, daß Bautrů, als er die Schläge bekam, beständig ausgerufen habe: Ach! meine Herren, das Leben, das Leben! Drey Monate darauf traf einer von diesen handvesten Leuten den Bautrů in der Kirche an, und sagte aus Spott zu ihm: Ach! meine Herren, das Leben, das Leben! Bautrů ward darüber nicht böse, sondern

ant-

antwortete im Scherz: Ich habe doch dergleichen Echo in meinem Leben nicht gehört, welches das wiederholt hätte, was drey Monat vorher geredet ward.

XIII.

Bautrü pflegte das Wirthshaus einen Ort zu nennen, wo man die Narrheit in Bouteillen verkaufte.

XIV.

Zu dem Finanzaufseher Desmery sagte Bautrü, als er ihm einen Poeten vorstellte: Hier sehen Sie einen Mann, der Ihnen die Unsterblichkeit geben wird; aber sie müssen ihm erst etwas zu leben geben. Mein Herr, antwortete ihm Desmery, einen Finanzaufseher loben, heißt das Volk wider ihn in Aufruhr bringen, und die Katze aufwecken, welche schläft. Wenn der Poet, den sie mir vorstellen, das Geheimniß wüßte, das Volk, nur so lange, als ich lebe, im Schweigen zu erhalten, so wollte ich ihm so viel geben, daß er sehr gut sollte leben können; und mein Herr, redete er hierauf den Poeten selbst an, ich will Ihnen dienen, wo ich nur kann, aber mit der Bedingung, daß Ihre Muse nie meinetwegen laut werde. Die Oberaufseher sind gar nicht deßwegen da, daß sie sollen gelobt werden.

Johann Ogier de Gombauld,

geb. in Xaintonge zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, gest. 1666.

I.

Gombauld war der jüngste aus der vierten Ehe. Er pflegte es gern im Scherz selbst zu sagen, um sich zu entschuldigen, daß er nicht reich wäre.

II.

Er übergab einmal dem Cardinal Richelieu einige Verse. Der Cardinal las sie, und sagte: davon verstehe ich nichts; so gleich antwortete der Poet: das ist nicht mein Fehler; und Ihro Eminenz thaten, als wenn sie es nicht gehört hätten.

III.

Eine über den Tod ihres einzigen Sohns betrübte Mutter, bat den Gombauld, eine Grabschrift auf ihn zu machen. Er machte ihm also folgende:

Colas est mort de maladie;
Tu veux que j'en pleure le sort;
Que diable veux-tu que j'en die?
Colas vivoit, Colas est mort.

„Colas ist an einer Krankheit gestorben,
„und du verlangst, daß ich seinen Tod beklagen
soll:

„soll: Was Henker soll ich davon sagen: Co„las lebte, Colas starb.„

IV.

Gombauld that bey der Einrichtung der Statuten der französischen Akademie unter andern den Vorschlag, daß iedes Mitglied der Akademie gehalten seyn solle, alle Jahre ein Stück, es sey klein oder groß, zum Lobe der Gottheit zu verfertigen; und Sirmond verlangte, daß alle Mitglieder eidlich verpflichtet werden sollten, sich derjenigen Worte zu bedienen, die durch die Mehrheit der Stimmen in der Versammlung würden gebilliget werden. Man hätte sich, wenn dieses Gesetz wäre eingeführt worden, nothwendig eines Worts bedienen müssen, so viel Abscheu man auch sonst dafür gehabt hätte; und wer anders hätte verfahren wollen, würde nicht mehr einen Fehler, sondern eine Sünde begangen haben. Aber beyde Vorschläge wurden nicht angenommen.

George Scuderi,

geb. zu Havre de Grace 1603, gest. 1667.

I.

Scuderi entschuldigte die Geschwindigkeit, mit welcher er arbeitete, insgemein damit, daß er sagte, **er hätte Befehl, bald fertig zu**

werden. Man kann ihn mit dem Magnon beym Boileau vergleichen, welcher ein Gedicht von ohngefehr dreymal hundert tausend Versen unter dem Titel Encyclopädie angefangen hatte. Man fragte ihn eines Tages, wenn sein Gedicht fertig werden würde? **Es wird bald fertig seyn**, antwortete er: **ich habe nur noch etwan hundert tausend Verse zu machen.** Er sagte dieses im ganzen Ernst.

II.

Scuderi war großmüthig, ob er gleich arm war. Die Begebenheit, die sein Gedicht Alarich veranlaßte, ist ein Beweiß davon. Chevreau erzählt die Sache folgender Gestalt: Die Königinn Christina hat mir wohl hundert mal gesagt, daß sie eine goldene Kette für tausend Pistolen bereit hielte, die sie dem Herrn Scuderi für die Zueignungsschrift seines Alarichs geben wollte. Da aber des Grafen de la Gardie in diesem Gedicht sehr rühmlich gedacht ward, und dieser Graf bey der Königinn in Ungnade fiel, wünschte sie, daß sein Name aus dem Gedicht ausgelassen würde, und daß ich es dem Verfasser vorbringen möchte; Scuderi aber gab mir zur Antwort, daß er nie den Altar wieder niederreissen würde, auf welchen er geopfert hätte, und wenn die goldene Kette so groß und schwer seyn sollte, als die, von welcher in der Geschichte der Incas Meldung geschieht. Dieser heroische Stolz mißfiel der Königinn so, daß sie ihren Vorsatz änderte; und

der Graf de la Gardie, der die Großmuth des Scuderi erkennen mußte, dankte ihm nicht einmal dafür.

III.

Das, was man in der Reisebeschreibung des Bachaumont und de Chapelle wegen des Gouvernements lieset, das Scuderi zu Notre Dame de la Garde in der Provence hatte, ist zu sonderbar, daß es hier nicht einen Platz finden sollte. Eine feine und scharfe Spötterey herrscht darinne, so wie in dem ganzen Werkchen. Nachdem der Verfasser gesagt hat, daß einige Precieusen von Montpellier den Herrn Scuderi für einen ansehnlichen, tapfern, reichen, und stets gut gekleideten Mann hielten, so wie seine Schwester für eine göttliche Schönheit, und den Pelisson für einen Adonis: so setzt er weiter hinzu:

„Mais il faut vous parler du fort,
„Qui sans doute est une merveille;
„C'est Notre-Dame de la Garde,
„Gouvernement commode & beau,
„A qui suffit pour toute garde
„Un Suisse avec sa hallebarde
„Peint sur la porte du Château.

„Aber ich muß noch etwas von der Festung „sagen, die ohne Zweifel ein Wunderwerk ist. „Notre-Dame de la Garde ist es, dieses be„queme und schöne Gouvernement, wo man „weiter keine Wache braucht, als einen „Schwei-

„Schweitzer mit seiner Hellebarde an das
„Schloßthor gemalt.„

„Dieses Schloß, fährt der Reisebeschreiber „fort, liegt auf der Spitze eines fast unersteigli„chen Felsens, und so hoch, daß, wenn es allen „denen zu gebieten hätte, die es übersehen kann, „der größte Theil des menschlichen Geschlechts un„ter seinen Befehlen stehen würde.„

Aussi voyons-nous que nos Rois,
En connoissant bien l'importance,
Pour le confier, ont fait choix,
Toujours de gens de conséquence;
De gens pour qui dans les allarmes
Le danger auroit eu des charmes,
De gens prêts à tout hazarder,
Qu'on eût vû long-tems commander,
Et dont le poil poudreux, eût blanchi
sous les armes.

„Wir sehen daher, daß unsere Könige, die „die Wichtigkeit desselben gar wohl einsahen, „beständig Leute von Verdiensten zu Comman„danten desselben erwählt haben; Leute, die „weder Unruhe noch Gefahr scheueten; Leute, „die alles gern wagten, die lange Zeit Armeen „geführt hatten, und deren pudrichtes Haar „unter den Waffen weiß geworden war.„

„Eine prächtige Beschreibung, die man ehe„mals von diesem Platze gemacht hat, erregte in „uns die Neugier, ihn zu besehen. Wir hatten

„über

„über eine Stunde zu klettern, ehe wir auf die „Spitze dieses Berges gelangten, wo man endlich erstaunt, daß man nichts als ein altes verfallenes Gebäude findet, das der Wind alle Augenblicke vollends über den Haufen werfen will. „Wir klopften an die Thüre, aber ganz sachte, „aus Furcht, sie nicht umzuwerfen; und nachdem „wir lange gepocht hatten, ohne daß sich auch nur „ein Hund im Hofe hätte hören lassen, sagten „uns Leute, die in der Nähe arbeiteten: Seit langen Zeiten, ihr Herren, ist da niemand mehr „hinein gegangen; der Commandant dieses „Schlosses hat sich nach Paris fahren lassen, und „hat nun schon seit funfzehn Jahren die Schlüssel „im Schubsack mitgenommen.

„Wir lachten ziemlich über die drollichte „Nachricht, die uns diese Leute gaben, und besonders, als sie uns eine Inschrift zeigten, die wir „kaum mehr lesen konnten, weil sie durch die Länge „der Zeit fast ganz vergangen war.

Portion de gouvernement,
A louer tout présentement,

„Ein Stück vom Gouvernement, welches „ietzt zu verpachten ist.

„Weiter unten stand mit kleinerer Schrift:

Il faut s'addresser à Paris,
Ou chez Conrard le Secretaire,
Ou chez Courbé l'homme d'affaire,
De tous Messieurs les beaux esprits.

„Man

„Man muß sich in Paris entweder bey dem „Herrn Conrart, Secretaire, oder dem „Herrn Courbe, Agenten aller witzigen „Köpfe, melden.„

IV.

Scuderi war weit und breit herum gereist, und gab sich gern für einen Edelmann aus. In einer gewissen Vorrede spricht er also von sich: „Du wirst, geliebter Leser, mir leicht einige Fehler „übersehen, die ich nicht bemerkt habe, wenn ich „dir sagen darf, daß ich die meiste Zeit meines „Lebens mit Reisen und mit der Besichtigung des „größten und schönsten Theils von Europa zuge„bracht habe, daß mir mehr Jahre unter den „Waffen, als Stunden auf meiner Studirstube „verflossen sind, und daß ich mehr Lunte als Licht„tachte verbraucht habe; so daß ich besser Sol„daten als Worte zu stellen, und besser ein Ba„taillon als einen Perioden zu schließen weiß.„

V.

In der Zueignungsschrift eines seiner Werke an den Herzog de Montmorency, sagt er: **Ich will mit der linken Hand schreiben lernen, damit ich mit der rechten Ihnen einen edlern Dienst erweisen könne.** Und in einer andern sagt er, **daß er aus einem Hause abstamme, wo man die Feder nie anders als auf dem Hute getragen habe.**

Diony-

Dionysius de Sallo,

geb. zu Paris 1626, gest. 1669.

I.

Der Herr de Sallo ist der erste Erfinder der Journale, die nach seiner Zeit so zahlreich gewo den sind. Er machte im Jahr 1664 den Anfang mit dem Journal der Gelehrten. Im Jahr 1662 begegnete ihm ein Zufall, der ihm zu viel Ehre macht, daß ich ihn nicht ausführlich erzählen sollte. Paris ward in diesem Jahre von einer langen und grausamen Hungersnoth heimgesucht. Als nun der Herr de Sallo an einem Sommerabende spatzieren gieng, und nur einen kleinen Laquay bey sich hatte, ward er von einem Menschen mit der Pistole in der Hand angefallen, dem er seine Börse geben sollte; doch sahe man, daß der Mensch das Handwerk nicht recht verstund, weil er selbst für Furcht zitterte. Ihr kommt nicht recht an, sagte de Sallo zu ihm, und ich werde euch nicht reich machen, ich habe nicht mehr als drey Pistoletten bey mir, die ich euch gern geben will. Dieser nahm sie, und gieng fort, ohne weiter etwas zu begehren. Der Bediente des de Sallo mußte hierauf diesem Kerl von weiten nachschleichen, um zu sehen, wo er hingehen würde. Er folgte ihm also durch drey oder vier Gassen, und sahe ihn zu einem Becker

gehen,

gehen, wo er ein Brodt von sechs bis sieben Pfund kaufte, und eine von den Pistoletten verwechselte. Zehn bis zwölf Häuser weiter hin gieng er endlich in ein Haus, stieg bis in das vierte Stockwerk, wo er wohnte, und weiter kein Licht war, als das der Mond hinein fallen ließ, warf das Brodt in die Kammer hin, und sagte weinend zu seiner Frau und zu seinen Kindern: Da, esset! das Brodt kommt mich theuer zu stehen; esset euch satt, und plaget mich nicht mehr so, wie bisher! Ehester Tage werde ich gehangen werden, und ihr seyd die Ursache darzu. Als ihn hierauf seine Frau mit Thränen, so gut sie konnte, besänftigt hatte, hob sie das Brodt auf, und gab vier armen Kindern, die halb verhungert waren, davon. Der Bediente kam und stattete seinem Herrn Bericht ab von dem, was er gesehen und gehört hatte. Der Herr de Sallo ließ sich den folgenden Tag in aller Frühe seinen Laquay zu diesem Manne führen, und erkundigte sich zuvor in der Nachbarschaft nach den Umständen desselben. Man sagte ihm, daß es ein Schuster, ein guter ehrlicher und dienstfertiger Mann sey, der aber eine starke Familie und sehr wenig zu leben hätte. Er stieg hierauf zu ihm herauf und klopfte an. Der unglückliche Mann öfnete ihm die Thüre, und erkannte so gleich denjenigen in ihm, den er den Tag vorher bestohlen hatte. Er fiel ihm zu Füßen, bat ihn um Vergebung, und daß er ihn nicht in noch größeres Unglück stürzen solle. Machet kein Lermen, sagte de Sallo zu ihm, ich komme

komme in der Absicht nicht hieher. Ihr habt euch durch Stehlen helfen wollen; ein schlechtes Mittel, das euch über lang oder kurz ins größte Unglück stürzen kann. Da habt ihr dreyßig Pistolen; ich schenke sie euch; kaufet jeder dafür ein; arbeitet, und verdient so viel, als ihr, eure Kinder zu unterhalten, nöthig habt, und gebt ihnen kein so böses Beyspiel, als das, dem ihr gefolgt seyd.

II.

Man liest beym Vigneul-Marville, daß der Herr de Sallo an einer Krankheit gestorben sey, der die Söhne der Musen sonst selten unterworfen sind, und wider welche weder beym Hippocrates, noch beym Galenus, ein Mittel zu finden ist; oder es deutlicher zu sagen, fährt dieser Autor fort, er starb für Gram, daß er hundert tausend Thaler, das ist, sein ganzes Vermögen im Spiel verlohren hatte.

Honoratus de Bueil, Marquis de Racan,

geb. in Touraine 1589, gest. 1670.

I.

Racan hatte, wenn man dem Costar glauben darf, so wenig Geschick zur lateinischen Sprache, daß er nie sein Confiteor lernen konnte,

sondern es allemal lesen mußte, wenn er zur Beichte gieng.

II.

Malherbe sagte, daß unter allen seinen Schülern Maynard der beste Versificateur sey, daß aber seine Verse matt wären; Racan hätte zwar mehr starkes, er arbeite aber seine Verse nicht fleißig genug aus; und aus Maynard und Racan zusammen genommen, könnte man einen großen Poeten machen.

III.

Zween Freunde des Herrn Racan hatten erfahren, daß er zu einem Besuch von der Mademoiselle de Gournay a) bestellt wäre. Sie war aus Gascogne, sehr lebhaft, und von Natur ein wenig ungeduldig; übrigens besaß sie viel Verstand, und hatte so gleich bey ihrer Ankunft zu Paris ein großes Verlangen bezeugt, den Herrn de Racan zu sehen, den sie von Person noch nicht kannte. Einer dieser Herrn gieng also ein paar Stunden zuvor zu ihr, und ließ ihr melden, daß er der Herr Racan wäre, der die Ehre haben wollte, der Mademoiselle de Gournay aufzuwarten. Er ward überaus wohl aufgenommen; Und wie konnte es anders seyn, da er mit der Mademoiselle de Gournay von nichts als ihren gedruckten Werken sprach, die er sich zuvor mit Fleiß bekannt gemacht hatte. Nach einer Unterredung von einer Viertelstunde, gieng er wieder fort, und Mademoiselle de Gournay war sehr

ver-

vergnügt, den Herrn Racan gesehen zu haben. Kaum aber war er zum Hause hinaus, als sich ein anderer Herr de Racan bey ihr anmelden ließ. Sie glaubte anfänglich, daß es der vorige wäre, der ihr etwan noch etwas zu sagen hätte, und machte sich schon auf ein Compliment gefaßt, das sie ihm darüber machen wollte, als der andere ins Zimmer trat, und sein Compliment machte. Mademoiselle de Gournay fragte ihn zu verschiedenen malen, ob er denn wirklich der Herr de Racan sey, und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Der verstellte Racan that sehr erzürnt über den Streich, den man ihm gespielt hätte, und schwor, sich zu rächen. Kurz, Mademoiselle de Gournay war mit diesem Racan noch zufriedner, als mit dem ersten, weil er sie noch mehr lobte. Sie hielt ihn für den wirklichen, und den andern für Contreband. Aber er war nur zur Thüre hinaus, so kam der Herr de Racan im Original, und verlangte der Mademoiselle de Gournay aufzuwarten. Sie ward böse, da sie es hörte: Was? immer noch Racans? sagte sie, und ließ ihn herein kommen. Sie empfieng ihn mit einem stolzen Tone, und fragte ihn, ob er käme, sie für einen Narren zu halten. Racan, der nicht viel Mundwerk hatte, und eine ganz andere Aufnahme vermuthete, erschrack so sehr darüber, daß er kaum eine Antwort heraus stammeln konnte. Mademoiselle de Gournay, die ohnedem hitzig war, und ihn für einen Menschen hielt, den ein Spottvogel an sie abgeschickt hätte, ergriff ihren

Pantoffel, schlug aus allen Kräften auf ihn los, und jagte ihn zur Thüre hinaus. Ich habe diese Scene vom Bois-Robert in Gegenwart des Racan spielen sehen, sagt Menage, und wenn man ihn fragte, ob es wahr sey, so antwortete er: Ja doch, es ist wohl etwas dran.

a) Sie nahm nach dem Tode ihres Vaters den Michael Montagne zu ihrem Vater an, und gab im Jahr 1635 desselben Versuche mit einer Zueignungsschrift an den Cardinal Richelieu, und einer Vorrede heraus, die sich bey der deutschen Uebersetzung im dritten Theile befinden. Sie hatte selbst verschiedenes geschrieben, und stand mit den berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit in Briefwechsel.

IV.

Monsieur de Racan ließ sich einmals einige Sinngedichte aus der griechischen Anthologie übersetzen, weil er selbst kein griechisch verstand; sie schienen ihm so platt und abgeschmackt b) daß, als er den folgenden Tag bey einem Prinzen zur Tafel war, wo man ihm eine Speise vorsetzte, die nach Wasser oder nach gar nichts schmeckte, er zu einem seiner Freunde, der diese Sinngedichte gesehen hatte, sagte: Wahrhaftig, das ist eine Potage auf griechische Manier.

b) Vielleicht hat es an der Wahl, oder an dem Uebersetzer gelegen. Freylich ist in dieser Sammlung von Sinngedichten gutes und schlechtes untereinander, so wie es mit allen Sammlungen in dieser Art von Gedichten ist; das ist das gewöhnliche. Wir Deutschen aber haben eine Sammlung

lung von Sinngedichten von einem — — gekrönten Poeten, worunter nicht ein einziges gutes ist; das ist ein Wunderwerk.

V.

Madame Desloges, die durch ihren Verstand und ihren Eifer für den Calvinismus so berühmt ist, hatte dem Racan das Buch: **Schild des Glaubens**, vom Dümoulin geliehen, damit er es lesen solle. Racan las es, und schrieb folgendes Sinngedicht darauf.

Bienque Dumoulin en son livre
Semble n'avoir rien ignoré;
Le meilleur est toujours de suivre
Le Prône de notre Curé.
Toutes les doctrines nouvelles
Ne plaisent qu'aux folles cervelles;
Pour moi, comme un humble brebis,
Je vais où mon Pasteur me range,
Et n'ai jamais aimé le change,
Que des femmes & des habits.

„Obgleich Dümoulin in seinem Buche alles „gewußt zu haben scheint, so ist es doch immer „das beste, dem zu folgen, was unser Pfarrer „sagt. Alle neuen Glaubenslehren finden nur „in verrückten Köpfen Eingang; ich als ein „armes einfältiges Schaaf, gehe in der Reihe, „in die mich mein Hirt stellt, und habe nie die „Veränderung geliebt, als in den Weibern „und in den Kleidern.„

VI.

Malherbe, der dieses Sinngedicht artig fand, schrieb selbst auf das Buch, und schickte es der Madame Desloges im Namen des Racans wieder. Diese Dame ließ dem Malherbe, den sie für den Verfasser dieser Verse hielt, durch den Herrn Gombauld antworten, der eben so eifrig, als sie, für die reformirte Religion eingenommen war.

C' est vous dont l' audace nouvelle
A réjetté l' Antiquité;
Et Dumoulin ne vous rappelle
Qu' à ce que Vous avez quitté.
Vous aimez mieux croire à la mode:
C' est bien la foi la plus commode,
Pour ceux que le monde a charmés;
Les femmes y sont vos idoles;
Mais à grand tort vous les aimez
Vous qui n' avez que des paroles.

„Ihr seyd es, der als ein verwegener Neu„ling das Alterthum verworfen hat, und Dü„moulin ruft euch nur zu dem zurück, was ihr „verlassen habt Euer Glaube richtet sich lie„ber nach der Mode; dieß ist die bequemste „Art für die, welche von den Reizungen der „Welt geblendet sind: Die Weiber sind eure „Götzen; aber ihr thut ihnen mit euerer Liebe „sehr viel Unrecht an, da ihr ihnen nichts als „Worte zu geben habt.„

Samuel Sorbiere,

geb. in der Diöces d'Uzez 1615, gest. 1670.

I.

Clemens IX. führte vor seiner Erhebung zur päbstlichen Würde, einen starken Briefwechsel mit dem Sorbiere; aber, ob er ihn gleich als seinen Freund betrachtete, so sorgte er doch nicht für sein Glück. Sorbiere beklagte sich im Scherz darüber, und sagte, daß ihm mehr an einem Stück Brodt, als an einer Schüssel Confect gelegen sey. Man beschenkt, sagte er, einen Menschen mit Manschetten, der kein Hemde hat.

II.

Sorbiere war selbst nicht gelehrt, aber er ließ sich gern mit berühmten Männern in Briefwechsel ein, damit ihre Gelehrsamkeit der seinigen einigen Glanz geben sollte. Er stand mit dem Hobbes und Gassendi in ziemlich genauer Freundschaft. Hobbes schrieb fleißig über allerhand philosophische Materien an ihn; Sorbiere schickte seine Briefe dem Gassendi, und was dieser darzu sagte, dessen bediente sich Sorbiere, die Briefe des Hobbes zu beantworten, welcher den Sorbiere daher für einen großen Philosophen hielt. Aber am Ende ward die Charte verrathen.

III.

Die Reisebeschreibungen nannte Sorbiere die Romane der Philosophen.

Peter le Moine,

ein Jesuit,

geb. zu Chaumont in Bassigni 1602, gest. 1671.

I.

Der Pater Sirmond und der Pater le Moine, beyde Jesuiten, haben über sehr verschiedene Materien geschrieben. Der eine ist nur für Gelehrte, der andere aber für Frauenzimmer, denen zu gefallen er in französischer Sprache verschiedene Bücher, als eine Gallerie tapferer Frauenzimmer, moralische Schildereyen, Erleichterung der Andacht u. d. g. heraus gegeben hat. Als daher eines Tages der Bruder Thürhüter der Jesuiten, dem Pater Sirmond sagte, daß ihn einige Damen sprechen wollten, antwortete er: Mein lieber Bruder, wisset ihr wohl, was ihr sagt? Nach mir sollten Frauenzimmer fragen! Ihr verkennet mich ohne Zweifel; der Pater le Moine wird es seyn, nach welchem diese Damen fragen.

II.

Der Pater le Moine sagt im Eingange zu seinen Werken, daß das Wasser des Flusses, an dessen

dessen Ufern er seine Verse gemacht habe, so geschickt sey, Poeten zu machen, daß, wenn man das Weyhwasser daraus nehmen wollte, es gewiß den Poetenteufel a) nicht verjagen würde.

a) le demon de la poësie. Man vergebe mir es, wenn ich es hier zu grob gemacht habe; ich glaubte, daß es der P. le Moine so könnte gemeynet haben.

III.

Als Despreaux gefragt ward, warum er in seinen Schriften nichts vom P. le Moine gesagt habe, antwortete er:

Il s'est trop élevé pour en dire du mal,

Il s'est trop égaré pour en dire du bien.

„Um schlecht von ihm zu sprechen, ist er zu „gut; Um aber gutes von ihm zu sagen, ist er „zu schlecht.„

Franz de la Mothe le Vayer,

geb. zu Paris 1588, gest. 1672.

I.

Da man dem König Ludewig XIV. einen Hofmeister auszusuchen hatte, warf man gleich anfänglich die Augen auf den le Vayer, als auf den, den der Cardinal Richelieu zu diesem Amte bestimmt hatte. Da aber die Königinn beschlossen hatte, ihm keinen verheyratheten Hofmeister

zu geben, so mußte ein anderer ausgesucht werden. Dem le Vayer ward alsdann nur die Erziehung des Bruders dieses Königs aufgetragen.

II.

Le Vayer hörte gern Neuigkeiten aus fremden und weit entlegenen Ländern. Der Tod saß ihm schon auf den Lippen, und Bernier besuchte ihn als ein guter Freund. Ey! rief er, so bald er ihn ansichtig ward, was haben wir für Neuigkeiten vom großen Mogul? Dieß waren fast seine letzten Worte, und er verschied bald darauf.

III.

Als la Mothe le Vayer ein Buch geschrieben hatte, das nicht abgehen wollte, beklagte sich sein Verleger darüber. O! bekümmern sie sich darüber nicht, antwortete ihm dieser, ich weiß ein Geheimniß, es bald gangbar zu machen. Er stiftete hierauf seine Freunde an, daß sie es mußten verbieten lassen. So gleich wollte alle Welt das verbothene Buch haben, und man mußte bald darauf es wieder auflegen.

IV.

Der Pater Mersenne, von Minimenorden, wußte sich geschickt die Gedanken der andern zu Nutze zu machen, und la Mothe le Vayer nannte daher diesen Philosophen **den geschickten Räuber.** (le bon larron.)

V. La

V.

La Mothe le Vayer erzählte gern, daß er einen gewissenhaften Schriftsteller kenne, der sich vier und zwanzig Stunden den Kopf zerbrochen hätte, wie er es machen sollte, daß er das ce seroit nicht brauchen dürfe, weil die ersten beyden Sylben einander so ähnlich sind.

Tanaquil Faber, (le Fevre)

geb. zu Caen 1615, gest. 1672.

I.

Tanaquil le Fevre, der Vater der Madame Dacier, lernte die griechische Sprache ohne iemandes Beystand. Man hat ihn öfters sagen hören, daß man zu Erlernung der Sprachen keines Lehrmeisters bedürfe, wenn man nur ein wenig Gedächtniß und Judicium hat, und daß die größte Schwierigkeit sey, sie lesen zu lernen.

II.

Le Fevre hatte mit der Akademie und dem Consistorio zu Saumür, wo er Regent war, einen großen Streit, weil er an einem Orte seiner Schriften gesagt hatte, daß er der Sapho es zu gute hielte, Frauenzimmer geliebt zu haben, weil diese rasende Neigung ihr eine schöne Ode darüber eingegeben hätte. Es war dieses nur ein Scherz, den man für Ernst angenommen hatte.

III. Le

III.

Le Fevre that eine Reise nach Paris, wo ihm der Minister Colbert unter sehr vortheilhaften Bedingungen gern aufgehalten hätte. Er ließ sich auch bewegen; aber auf einmal, und da sich es seine Freunde am wenigsten versahen, gieng er von Paris wieder weg, und kehrte nach Saumür zurück. Man giebt vor, daß das Andenken der Mademoiselle Liger, und das Verlangen, sie wieder zu sehen, ihn zu dieser unverhoften Abreise vermocht habe. Auf dieser Reise wäre er bald in der Loire ertrunken, weil sein Schiff auf allen Seiten Wasser zog. Als er wieder außer Gefahr war, machte er folgendes Distichon:

Quid juvat haud periisse tuis, Ligerine, sub undis,
Si pereo flammis, o Ligerina, tuis?

IV.

Le Fevre eignete seinen Commentarium über den Lucretius dem Pelisson zu, der eben in der Bastille saß. Pelisson hatte ihm eine Pension von hundert Thalern gegeben, welche Menagius allemal ausgezahlt hatte, weil Pelisson nicht wollte wissen lassen von wem sie käme. Diese Pension war weggefallen, als Pelisson ins Gefängniß gesetzt ward, und Menagius sagte so dann dem le Fevre den Namen seines Wohlthäters, da er nicht mehr im Stande war, ihm gutes zu thun.

Anton Godeau,

Bischof zu Vence und Grasse,

geb. zu Dreux 1605, gest. 1672.

I.

Als der Abt Godeau dem Cardinal Richelieu die Nachahmung in Versen über den Gesang Benedicite omnia opera Domini Domino, übergab, sagte der Minister ganz gnädig zu ihm: Mein lieber Abt, Sie bringen mir das Benedicite, und ich gebe Ihnen Grasse a) dafür. Das Bißthum Grasse ward ihm auch wirklich einige Tage darnach übergeben.

a) Graces, heißt Dank. Die Aehnlichkeit des Klanges ist es, was den Cardinal zu dem Wortspiele verhalf, das dem Abt, statt einer leeren Danksagung, ein Bißthum einbrachte.

II.

Als die Kirchengeschichte des Herrn Godeau, da er schon Bischof war, heraus kam, befand sich der Pater le Cointe, Priester des Oratorii, nebst einigen andern Gelehrten, bey einem Buchführer. Monf. Godeau war auch daselbst; doch suchte er mit Fleiß alles, woran er konnte erkannt werden, zu verbergen. Man sprach von dieser neuen Kirchengeschichte, und nach der gewöhnlichen Weise der Gelehrten, mit vieler Freyheit. Der Pater le Cointe sagte, daß vortreffliche Dinge in diesem

diesem Werke stünden; daß man nichts sinnreichers lesen könne, als seine Betrachtungen; daß er aber, setzte er hinzu, mehr Richtigkeit in der Erzählung, und überhaupt mehr Kritik darinne wünschte. Er gab hernach einige Stellen an, die ihm besonders in die Augen gefallen wären. Mons. Godeau hörte es mit an, ohne ein Wort zu sagen. Da dieser Pater fortgegangen war, erkundigte er sich nach seinem Namen und nach seiner Wohnung. Er gieng darauf noch an eben dem Tage in das Collegium des Oratorii, und ließ sich anmelden. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr der Pater le Cointe erstaunt sey, da er ihn sahe. Er entschuldigte sich seines freyen Urtheils wegen; aber der Prälat dankte ihm für seine Aufrichtigkeit, bat ihn, in der Materie fortzufahren, und seine Bitte war so inständig, daß er es ihm nicht abschlagen konnte. Sie lasen mit einander die genannte Geschichte, und der Pater le Cointe machte weitläuftige und häufige Anmerkungen darüber. Der Prälat bedankte sich, und machte sich dieselben bey einer neuen Auflage zu Nutze. Der P. le Cointe ward von der Zeit an beständig als ein Freund von ihm verehrt.

III.

Mons. Godeau war ein weitläuftiger Verwandter des Herrn Conrart, und wohnte bey ihm, als er nach Paris kam. Die Poesien, die er aus Dreux mit sich dahin brachte, veranlaßten den Conrart, einige gelehrte Leute in sein Haus zusammen

men zu bitten, um sie vorlesen zu hören. Diese Versammlungen sind der eigentliche Ursprung der französischen Akademie.

IV.

Godeau war in dem Hotel de Rambouillet sehr beliebt; und Mademoiselle de Rambouillet Julie d'Angennes sagt in einem Briefe an den Voitüre von ihm: Es ist hier ein Mensch, der um eine halbe Elle kleiner ist, als Sie; aber ich schwöre Ihnen, er ist tausendmal galanter, als Sie sind. Seine kleine Figur, und die Neigung, die dieses Frauenzimmer gegen ihn hatte, machten, daß man ihn den **Zwerg der Julie**, nannte. Despreaux sagte auch von ihm, daß er ein **stets nüchterner Poet** sey.

V.

Als Godeau das Leben des heil. Paulus in Versen hatte drucken lassen, brachte er dasselbe zu dem Prediger Dalläus, der sein vertrauter Freund war. Da dieses Gedicht nicht lang war, so las es Dalläus so gleich im Beyseyn des Verfassers durch; und als er an die Stelle kam, von der im 23 Kapitel der Apostelgeschichte geredet wird, lachte er, daß der Verfasser den heil. Paulus in der Antichambre des hohen Priesters warten, und unterdessen die daselbst aufgehängten Gemälde besehen ließ. Godeau, der es gewahr ward, fragte den Dalläus, was ihm lächerlich schiene? und dieser antwortete: Sie, mein Herr, der sie die Geschichte der Kirche so gut beschrieben haben, und alles

darinne so genau wissen, haben sie denn darinne gefunden, daß die Juden, nach der Zurückkunft aus der Gefangenschaft, Gemälde in ihren Zimmern gehabt haben? Godeau erkannte so gleich seinen Fehler, und gieng und verbesserte ihn.

VI.

Mons. Godeau ward als Bischof von Grasse, von den Ständen in der Provence an die Königinn Anna von Oesterreich, damalige Regentinn von Frankreich, abgeschickt, um ihr vorzustellen, daß diese Provinz eine zu große von ihr geforderte Summe nicht bezahlen könnte. Unter andern sagte er in seiner Rede, daß Provence sehr arm sey, und man sie, da sie nichts als Jesmin und Orangen trüge, eine wohlriechende Bettlerinn nennen könnte.

VII.

Godeau sagte von den Einwohnern der Provence, daß sie bey wenigem Vermögen reich, bey weniger Ehre geehrt, und bey weniger Wissenschaft gelehrt wären.

VIII.

Godeau nannte das Schreiben das Paradies eines Schriftstellers; wieder durchlesen und ausbessern, das Fegefeuer; und Correcturen aus der Druckerey lesen und verbessern, die Hölle desselben.

Johann

Johann Baptista Poquelin de Moliere,

geb. zu Paris 1520, gest. 1673.

I.

Moliere hatte einen Großvater, der ihn sehr liebte; dieser ehrliche Mann gieng fleißig in die Comödien, und nahm seinen Enkel öfters mit. Der Vater, der seines Sohns wegen in Sorgen war, und befürchtete, daß diese Ergötzlichkeiten ihn von der Neigung zu seinem Handwerke abbringen möchten, fragte den ehrlichen Alten, warum er dieses Kind so oft mit in die Comödie nähme, und ob er etwan gar einen Comödianten aus ihm machen wolle? Wollte der Himmel, antwortete der Alte, daß er ein eben so guter Comödiant würde, als Bellerose. Der junge Mensch ward durch diese Antwort so aufgemuntert, daß er die Lust zur Tapetenwirkerey ganz verlor, und dagegen einen unüberwindlichen Geschmack an der Comödie bekam.

II.

Man sagt, daß der Prinz von Conti den jungen Moliere zu seinem Secretair habe machen wollen, und daß, zur Ehre des französischen Theaters, Moliere die Entschlossenheit hatte, sein Talent einem so ansehnlichen Posten vorzuziehen.

Wenn diese Sage wahr ist, so macht sie dem Prinzen und dem Comödianten gleich viel Ehre.

III.

Die Soldaten von der Leibgarde, von den Gensdarmes, und von den leichten Reutern durften sonst frey in die Comödie gehen, und das Parterre war immer von ihnen voll; so daß Moliere, auf das Anliegen der Comödianten, beym Könige einen Befehl auswirkte, daß künftig niemand von seiner Hofstatt, ohne zu bezahlen, in die Comödie gehen sollte. Diese beleidigten Herren brachen mit Gewalt durch die Thüre des Comödienhauses, tödteten die, die an derselben standen, und suchten die Comödiantenbande, um es mit ihnen eben so zu machen. Aber Bejart, der in dem Stücke die Rolle eines Alten zu spielen hatte, trat auf das Theater, und sagte: **Ey! meine Herren, schonen sie wenigstens eines armen Alten, der fünf und siebzig Jahr alt ist, und nur noch einige Tage zu leben hat.** Die Anrede dieses jungen Comödianten, der nach seiner Kleidung zu diesen Stürmern redete, besänftigte ihre Wuth. Moliere gab nicht nach, und der Befehl des Königs mußte beobachtet werden.

IV.

Moliere hatte ein vortrefflich Herz. Baron meldete eines Tages zu Auteuil einen Menschen bey ihm an, der seiner äußerst elenden Umstände wegen sich nicht wollte sehen lassen, und Mon-

dorge hieß. Ich kenne ihn, sagte Moliere, er ist mein Camerad in Languedoc gewesen. Er ist ein ehrlicher Mann, und was meynen sie wohl, daß man ihm geben müsse? Vier Pistolen, antwortete Baron, nachdem er sich ein wenig besonnen hatte. Nun gut, versetzte Moliere, ich gebe sie ihm hier für mich, und hier sind noch zwanzig darzu, die geben sie ihm für sich. Mondorge kam herein; Moliere fiel ihm um den Hals, sprach ihm Trost zu, und beschenkte ihn noch überdem mit einem prächtigen Theaterkleide, das er zu tragischen Rollen brauchen konnte.

V.

Moliere reisete von Auteuil aus in Begleitung des berühmten Musikus Charpentier. Er gab unterwegens einem Armen ein Almosen, welcher den Augenblick darnach wieder zum Wagen kam, und sagte: Mein Herr, sie haben mir doch kein Goldstück geben wollen? Moliere dachte einen Augenblick nach: **Wohin,** rief er endlich aus, **wird sich die Tugend noch verkriechen! Da, mein Freund, habt ihr ein anderes.**

VI.

Moliere pflegte zu sagen, daß die Verachtung eine Pille wäre, die man wohl verschlucken, aber nicht kauen könne, ohne den Mund zu verzerren.

VII.

Es war dem Moliere der erste ledige Platz bey der französischen Akademie zugedacht. Die Mitglieder derselben hatten sich wegen seiner Profession endlich beruhigt. Moliere sollte weiter keine Rollen als die feinen komischen spielen. Aber sein frühzeitiger Tod beraubte ihn einer Stelle, die er so wohl verdient hatte, und die Akademie eines Mitgliedes, das so geschickt war, dieselbe zu ersetzen.

VIII.

Moliere kam eines Tages das Bette des Königs zu machen. Ein anderer Kammerdiener, der es mit ihm machen sollte, lief wieder davon, weil er, wie er sagte, es mit einem Comödianten nicht machen möchte. Bellocq, ein anderer Kammerdiener, ein witziger Kopf, der sehr artige Verse machte, kam den Augenblick darzu, und sagte: Mein Herr Moliere, erlauben sie mir, daß ich die Ehre habe, mit ihnen das Bette des Königs zu machen. Diese Begebenheit kam dem Könige zu Ohren, und ward von ihm sehr ungnädig aufgenommen, daß man dem Moliere verächtlich begegnet hatte.

IX.

Moliere hatte in seiner Jugend den Lucrez zu übersetzen angefangen, und würde diese Arbeit zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht ein unglücklicher Zufall daran gehindert hätte. Einer

von

von seinen Bedienten nahm einen Heft von dieser Uebersetzung, und zerschnitt ihn zu Haarwickeln. Moliere, der leicht aufzubringen war, gerieth über diese Dummheit so in Hitze, daß er den Rest davon den Augenblick ins Feuer warf. Um sich weniger Zwang bey dieser Uebersetzung anzuthun, hatte er die philosophischen Stellen in Prosa, und alle schönen Beschreibungen, die sich in dem Gedicht des Lucrez finden, in Versen übersetzt.

X.

Moliere las seine Comödien einer alten Magd vor, welche Laforet hieß, und wenn sie von den scherzhaften Stellen nicht gerührt ward, so veränderte er sie, weil er oft erfahren hatte, daß diese Stellen ebenfalls auf dem Theater keine Wirkung gehabt hatten. Eines Tages wollte er den Geschmack dieser Magd auf die Probe stellen, und las ihr einige Auftritte aus einer Comödie vor, die er gemacht zu haben vorgab, die aber von einem andern Comödianten, Namens Brecourt, war. Die Magd ließ sich nicht hintergehen; sondern nachdem sie nur einige Worte gehört hatte, behauptete sie, daß ihr Herr dieses Stück gewiß nicht gemacht habe.

XI.

Perrault sagt in seinem Buche von berühmten Männern, daß der Vater des Moliere diesem seinem Sohne durch alle gute Freunde, die er nur hatte, habe zureden lassen, um ihn von den Ge-

danken, in den Provinzen herum zu ziehen, und einen Comödienspieler abzugeben, abzubringen. Endlich schickte er den Lehrmeister, der ihn in den ersten Jahren unterrichtet hatte, an ihn, in Hofnung, daß dieser Mann ihn, vermöge des Ansehens, das er ehemals über ihn gehabt hatte, wieder auf den rechten Weg bringen würde. Aber an statt, daß dieser gute Mann ihn sollte beredet haben, seine Profession zu verlassen, so beredete vielmehr der junge Moliere diesen Mann, sich selbst darzu zu entschließen, und den Doctor auf seinem Schauplatze vorzustellen; indem er ihm vorhielt, daß das bisgen Latein, das er verstünde, ihn zu dieser Rolle vollkommen geschickt mache, und daß die Lebensart, die sie mit einander führen würden, weit angenehmer sey, als die, die ein Mann führt, der junge Leute in Pension nimmt.

XII.

Racine hielt den Moliere stets für unnachahmlich; und als ihn der König fragte, wen er für den größten unter den Schriftstellern, die Frankreich unter seiner Regierung Ehre gemacht hätten, hielte, so nannte er ihm den Moliere. Ich hätte es nicht gedacht, antwortete der König; aber ihr verstehet euch besser darauf, als ich.

XIII.

Moliere nahm in den letzten Jahren seines Lebens nichts als Milch zu sich; wenn er aber auf seinem Landhause zu Auteuil war, so mußte Chapelle den Wirth bey Tische vorstellen, und die Gäste

Gäste darzu einladen. Moliere legte sich einsmals Abends zu Bette, und seine Freunde blieben bey Tische sitzen. Gegen drey Uhr des Morgens geriethen sie endlich, nach allerhand Gesprächen, auf die Moral. Was für ein Elend, sagte Chapelle, ist es doch um unser Leben! wie verkehrt geht alles durch einander! wir lauren dreyssig bis vierzig Jahr auf einen einzigen vergnügten Augenblick, und finden ihn wohl nicht einmal. In der Jugend werden wir von den verdammten Anverwandten geqvält, die unsern Kopf mit einem Haufen Fratzen angefüllt wissen wollen. Ich bekümmere mich viel darum, setzte er hinzu, ob sich die Erde oder die Sonne herum dreht; ob der Narr Cartesius, oder der Schwärmer Aristoteles, Recht hat. Unterdessen habe ich doch einen im Kopfe verrückten Lehrmeister gehabt, der mir ohn Unterlaß diese Narrenpossen vorschwatzte, und der mir alle Augenblicke seinen Epicur hernannte; doch der Philosoph möchte noch angehen; er hatte gewiß am meisten Recht. Kaum sind wir diese Narren los, so schreyt man uns die Ohren mit einem Amte, mit einer Heyrath, voll. Aber alle Weiber sind unvernünftige Thiere, und geschworne Feinde unserer Ruhe. Ja, zum Henker! Aergerniß, Betrügerey, Unglück, giebt es in diesem Leben auf allen Seiten. Du hast, hol mich . . Recht, mein lieber Freund! antwortete J . . . indem er ihm um den Hals fiel. Das Leben ist ein armseliges Geschenk; wir wollen es verlassen! denn wie leicht könnten so gute Freunde,

als wir sind, von einander gerissen werden; wir wollen uns in Gesellschaft ins Wasser stürzen; der Fluß ist nicht weit von hier. Das ist wahr, sagte N . . . , wir können die Zeit nicht besser wählen, um als gute Freunde und mit Vergnügen zu sterben; und unser Tod wird gewiß viel Aufsehens machen. Dieser glorreiche Vorsatz ward also einstimmig gefaßt. Sie stunden darauf in der Trunkenheit auf, und giengen voller Freuden auf den Fluß los. Baron lief unterdessen geschwind, iemanden zu rufen, und den Moliere selbst aufzuwecken, der über den unsinnigen Vorsatz um so viel mehr erschrack, da er seine Freunde kannte, wenn sie den Wein im Kopfe hatten. Indem er aufstand, waren sie unterdessen an den Fluß gekommen, und hatten sich schon eines Kahns bemächtigt, um weiter in den Fluß zu fahren, und sich zu ersäufen, wo das Wasser am tiefsten war. Die Bedienten und Einwohner des Orts waren geschwind hinter diesen Besoffenen her, die schon ins Wasser gesprungen waren, und zogen sie wieder heraus. Erbost über die ihnen erwiesene Hülfe, ziehen sie den Degen, und verfolgen ihre Feinde bis nach Auteuil, um sie ihre Verwegenheit mit dem Leben bezahlen zu lassen. Diese guten Leute nehmen mehrentheils ihre Zuflucht zu dem Moliere, welcher, als er diesen Lärm sahe, zu den Besoffenen sagte: Meine Herren, was haben Ihnen denn diese Leute gethan? Ey! hol mich . . sagte J . . . der am hartnäckigsten darauf bestand, daß man sich ersäufen müßte, diese Bösewichter wollen

wollen es nicht zugeben, daß wir uns ersäufen. Höre, mein lieber Moliere, du bist auch kein Narr, höre einmal, ob wir nicht Recht haben: Wir sind die Drangsalen dieser Welt überdrüßig, und haben den Entschluß gefaßt, in eine andere zu gehen, um uns da besser zu befinden. Es hat uns der kürzeste Weg zu seyn geschienen, wenn wir ins Wasser springen, und die Schurken da, kommen und verhindern uns. Sollen wir sie dafür nicht strafen? Was meynst du? . . O ihr habt Recht, antwortete Moliere; geht ihr Schurken, geht gleich eure Wege, oder ich bringe euch alle um, sagte er zu den Leuten, und that, als ob er recht böse wäre; ihr müßt doch sehr verwegen seyn, daß ihr euch einer so löblichen Handlung widersetzt. Die guten Leute machten sich eiligst fort, und nahmen noch einige Merkmale von den Degen mit sich.

Ey, meine Herren, fuhr Moliere fort, was habe ich Ihnen zu leide gethan, daß Sie einen so schönen Vorsatz fassen, ohne mir etwas davon zu sagen? Was! Sie wollen sich ersäufen, ohne mich darzu zu nehmen? Ich hätte ihre Freundschaft für aufrichtiger gehalten. Zum Henker, er hat Recht, sagte Chapelle, wir haben einen Fehler an ihm begangen. Nun, so komme denn, lieber Moliere, und ersäufe dich mit uns zugleich! O sachte! antwortete Moliere, wir müssen uns damit nicht übereilen; es ist die letzte Handlung unsers Lebens; wir müssen sie auch so einrichten, daß sie uns zum Verdienst gereicht.

Man würde boshaft genug seyn, sie von einer falschen Seite anzusehen, wenn wir ietzt so gleich ins Wasser sprängen; man würde ganz gewiß sagen, wir hätten uns die Nacht hindurch voll gesoffen, und hätten uns in der Trunkenheit oder aus Verzweifelung ersäuft. Wir wollen die Zeit erwarten, wo wir mehr Ehre davon haben werden. Morgen, zwischen acht und neun Uhr, wollen wir, ganz nüchtern, und in den Augen aller Welt, uns mit dem Kopfe voran ins Wasser stürzen. Ich finde, daß er Recht hat, sagte N . . . , es ist nicht das geringste darwider einzuwenden. Es ist, beym Henker, zum närrisch werden, sagte L.. Moliere hat doch immer hundert mal mehr Verstand, als wir. Nun, es bleibt dabey, wir wollen warten bis morgen, und ietzt wollen wir uns unterdessen schlafen legen; denn ich bin ziemlich schläfrig. a) Ohne den glücklichen Einfall des Moliere, wäre gewiß ein Unglück geschehen, so betrunken waren diese Herren, und so aufgebracht wider die, die sie nicht hatten wollen ersaufen lassen.

a) Ob sie sich morgen ersäuft haben? Ey, wer wird noch fragen. Ob aber die Geschichte wahr ist? Ja, das weiß ich nicht. Ein wenig übertrieben möchte sie wohl seyn. Es giebt gewisse Leute, die sich für witzig halten, wenn sie alles, was sie erzählen, übertreiben; einen Floh zum Elephanten, und einen Strohhalm zum Mastbaume lügen. Schale Köpfe lachen darüber, aber vernünftige Leute stopfen die Ohren zu. Diesen Leuten will ich gegenwärtige Anecdote empfohlen haben, sie ist in ihrer Art noch eine von den besten.

XIV. Mo-

XIV.

Moliere war nicht allein ein guter Comödien-schreiber, und ein vortrefflicher Acteur, sondern hatte sich auch beständig mit vielem Fleiß auf die Philosophie gelegt. Chapelle und er stritten sich beständig mit einander, dieser für den Cartesius, und jener für den Gassendi. Als sie eines Tages mit einander von Auteuil reiseten, und in ihrem Schiffe einen Bruder des Minimenordens fanden, fiengen sie an sich über eine schwere Materie mit einander zu streiten, um sich vor dem Ordensbruder sehen zu lassen. Ich erwähle den ehrlichen Pater zum Schiedsrichter, sagte Moliere, er mag entscheiden, ob das System des Cartesius nicht hundertmal sinnreicher ist, als alles, was Gassendi vorgebracht hat, um uns die Träume des Epicur einzuschwatzen. Seine Moral möchte noch angehen, aber das übrige ist gar nicht werth, daß man es erwähnt. Ist es nicht wahr, mein lieber Pater, setzte Moliere hinzu? der Pater antwortete durch ein Hm Hm, welches denen Philosophen zu verstehen gab, daß er ein Kenner in diesen Sachen sey; aber er war so vorsichtig, daß er sich in einen so hitzigen Streit nicht mengte. O! zum Henker, mein lieber Pater, sagte Chapelle, der sich durch den anscheinenden Beyfall des Minimenbruders schon geschwächt glaubte, Moliere muß doch gestehen, daß Cartesius sein System nur als ein Mechanicus erfunden hat, der eine schöne Maschine zu Stande bringt, ohne sich zu bekümmern, ob man künftig Gebrauch davon wird

machen können. Das System dieses Philosophen ist vielen Begebenheiten in der Natur zuwider, die der gute Mann nicht voraus gesehen hatte. Der Ordensbruder schien durch ein zweytes Hm Hm auf die Seite des Chapelle zu treten. Moliere im Eifer, seinen Gegner triumphiren zu sehen, verdoppelt seinen Eifer mit einer philosophischen Hitze, um den Gassendi mit so triftigen Gründen zu Boden zu schlagen, daß der Klosterbruder sich genöthigt sahe durch ein drittes sehr höfliches Hm Hm seinen Beyfall zu geben, welches den Streit zu seinem Vortheil zu entscheiden schien. Chapelle ward ebenfalls hitzig, und da er sich mit schreyen angrif, um den Richter auf andere Gedanken zu bringen, so machte er auch seine Billigkeit wirklich wankend. Ich räume ein, sagte Chapelle, daß Cartesius derjenige ist, der unter allen Menschen am besten geträumt hat; aber, zum Henker, er hat seine Träume allenthalben zusammen gestohlen, und das ist nicht brav. Ist es nicht wahr? mein lieber Pater. Der Mönch, der alles gern einräumte, gab so gleich ein Zeichen seines Beyfalls, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Moliere, ohne zu bedenken, daß er das meiste Recht hatte, ward immer hitziger und kehrte den Augenblick das Argument gegen den Chapelle um. Die beyden Philosophen waren von einer philosophischen Streitigkeit fast bis aufs Schimpfen und bis zu Convulsionen gekommen, als sie unterdessen vor dem Minimenkloster ankamen. Der Klosterbruder bat, daß man ihn aus-

steigen

steigen ließe: er bedankte sich sehr höflich für die geleistete Gesellschaft, und bezeigte seine Achtung gegen ihre gründliche Gelehrsamkeit. Ehe er aber ausstieg, nahm er seinen Schnappsack unter den Füßen des Schifmanns weg. Er war ein Layenbruder, und die beyden Philosophen hatten auf das Merkmaal, woran man ihn erkennen konnte, nicht einmal Achtung gegeben. Sie schämten sich nun, daß sie einen unnützen Streit in Gegenwart eines Menschen geführt hatten, der nicht das geringste davon verstand, und sahen einer den andern an, ohne ein Wort zu sagen. Moliere, der ein wenig wieder zu sich gekommen war, sagte zu Baron, der in der Gesellschaft war, aber als ein junger Mensch sich diesen Streit nichts angehen ließ: Lernet daraus, was das Stillschweigen thut, wenn es zu rechter Zeit beobachtet wird. Und Sie, Moliere, sagte Chapelle, sind immer so schlau, mich darzu zu bringen, daß ich mich in Gegenwart solcher Esel heraus lasse, die nicht wissen, ob ich Recht oder Unrecht habe. Eine Stunde lang habe ich nun meine Lunge angegriffen, und iezt weiß ich noch nicht, woran ich bin.

XV.

Moliere war ein guter Freund von dem berühmten Advocat Fürcroi, einem seiner weiten und starken Lunge wegen fürchterlichem Manne. Einsmals hatten sie über Tische, in Gegenwart des Despreaux, einen Streit mit einander; Mo-

liere wandte sich gegen den Satyricus, und sagte: **Was richtet die Vernunft mit einer schwachen Stimme, gegen eine solche Kehle aus?**

XVI.

„Ich war bey der ersten Vorstellung der „Précieuses Ridicules des Moliere zugegen, sagt „Menagius, und das ganze Hotel de Ramboullet „befand sich auch darbey. Das Stück erhielt „allgemeinen Beyfall. Als wir aus der Comö„die giengen, nahm ich den Chapelain bey der „Hand, und sagte zu ihm: Monsieur, Sie und „ich haben alle die Thorheiten gebilligt, die iezt „auf eine so feine und vernünftige Art lächerlich „gemacht worden sind; Aber glauben Sie mir: „Wir werden, um mich der Worte zu bedienen, „die der heil. Remigius zum Clodovåus sprach, „wir werden das verbrennen müssen, was wir an„gebetet haben, und das anbeten, was wir ver„braunt haben.„

XVII.

Als man eines Tages dieses Stück wieder vorstellte, rief ein Alter mitten auf dem Parterre: **So, so, Moliere! das ist eine rechte Comödie!**

XVIII.

Ein ehrlicher Bürger zu Paris, der sehr bequem lebte, bildete sich ein, daß Moliere ihn zum Originale seines **eingebildeten Hahnreyes** genommen

nommen hätte. Er glaubte, daß er es übel zu nehmen habe, und ließ seine Empfindlichkeit gegen einige seiner guten Freunde merken. Was! sagte er, ein kleiner Comödiant darf die Verwegenheit haben, einen Mann von meiner Art ungestraft auf den Schauplatz zu bringen? Ich werde mich darüber beschweren, und die Policey muß die Unverschämtheit dieser Leute ein wenig im Zaum halten. Sie sind die Pest einer Stadt; alles haschen sie auf, um es lächerlich zu machen. Der Freund, der ein vernünftiger Mann war, antwortete ihm: Ey, mein Freund, wenn auch Moliere Sie vor Augen gehabt hat, als er seinen eingebildeten Hahnrey machte, was beklagen Sie sich darüber? er hat Sie auf einer guten Seite vorgestellt, und Sie wären glücklich, wenn Sie es nur in der Einbildung wären. Ob gleich der Bürger mit der Antwort seines Freundes nicht allzu wohl zufrieden war, so dachte er doch der Sache weiter nach, und gieng nicht mehr in die Comödie, wenn der eingebildete Hahnrey gespielt ward.

XIX.

Als der König die **Beschwerlichen** (les facheux) das erste mal hatte vorstellen sehen, sagte er im Weggehen zum Moliere, indem eben der Graf de Soyecourt, ein unerträglicher Jagdliebhaber, vorbey gieng: Siehe doch, ein trefflich Original, das du noch nicht copirt hast. Dieß war genug: die Scene des beschwerlichen Jägers

war in weniger als vier und zwanzig Stunden gemacht und auswendig gelernt; und da Moliere nichts von der Jägersprache verstand, so mußte ihm der Graf de Soyecourt selbst die Redensarten sagen, deren er sich bedienen könnte.

XX.

Die Weiberschule fand anfänglich großen Widerspruch. Plapisson, der für einen großen Philosophen gehalten ward, war während der ersten Vorstellung auf dem Theater, und zuckte die Achseln, wenn das Parterre lachte: Lache, Parterre, lache! sagte er spöttisch. Der Herzog de . . war gleichfalls einer von den heftigen Tadlern dieses Stücks. Was finden Sie aber, sagte ein Kenner zu ihm, wichtiges daran zu tadeln? Ach! zum Henker, was ich zu tadeln finde ist lustig, schrie der Herzog: Tarte à la crême. Aber, antwortete jener, Tarte à la crême ist kein solcher Fehler, daß man das ganze Stück herunter machen müsse, wie Sie thun. Tarte à la crême! o das ist abscheulich! Kann man, wenn man gesunde Vernunft hat, ein Stück loben, wo Tarte à la crême darinne ist? Es währte nicht lange, so war dieser Ausdruck in aller Leute Munde. Moliere ließ kurze Zeit darauf die Critik der Weiberschule spielen, und das Tarte à la crême ward nicht vergessen. Obgleich dieser Ausdruck zum allgemeinen Sprichwort geworden war, so nahm es doch der Herzog, der wußte, daß er das Original war, sehr ungnädig, daß er sich so gar zu einer

einer Rache verleiten ließ, die eben so unüberlegt, als seinem Stande unanständig war. Als er eines Tages dem Moliere in einem Zimmer begegnete, gieng er mit einer verstellten Höflichkeit auf ihn los, und da Moliere sich neigte, nahm er ihn beym Kopfe, und rieb ihn mit dem Gesicht an seinen Knöpfen, die sehr scharf waren, so daß ihm das Blut über die Wangen lief, indem er dabey sagte: Tarte à la crême, Moliere, Tarte à la crême. a) Der König, der den Moliere noch an eben dem Tage zu sehen bekam, vernahm es sehr ungnädig, und gab dem Herzoge deßwegen einen empfindlichen Verweiß.

a) Nun, was heißt aber Tarte à la crême? höre ich fragen. Je nu, es heißt eine Sahntorte.

XXI.

Mademoiselle de Brie hatte die Rolle der Agnese in der Weiberschule so meisterlich gespielt, daß, als die Comödianten sie, ihres herannahenden Alters wegen, baten, diese Rolle der Mademoiselle Dücroi, die hernach Poisson den zweyten heyrathete, abzutreten, und diese junge Actrice an ihre statt auf das Theater kam, das ganze Parterre so laut Mademoiselle de Brie foderte, daß man sie so gleich aus ihrem Hause holen mußte. Sie spielte in eben den Kleidern, in denen sie aus dem Hause gegangen war, mit durchgängigem Beyfall, und behielt diese Rolle bis in ihr 65stes Jahr.

XXII.

Der berühmte Graf von Grammont hat den Moliere auf den Einfall zu seiner **erzwungenen Heyrath** gebracht. Dieser Herr hatte, während seines Aufenthalts in Engeland, die Mademoiselle Hamilton geliebt. Ihr Liebesverständniß war so gar überall bekannt worden, und er gieng nach Frankreich zurück, ohne daß er mit ihr Richtigkeit gemacht hatte. Die beyden Brüder dieses Frauenzimmers reisten ihm also bis Douvres nach, um ihn auf Pistolen heraus zu fodern. Herr Graf! haben Sie nichts zu London vergessen? riefen sie ihm nach, da sie ihn von weiten ansichtig wurden. O vergeben Sie, antwortete der Graf, der ihre Absicht errieth, ich habe vergessen Ihre Schwester zu heyrathen; nun ich kehre wieder mit Ihnen um, um es noch zu thun.

XXIII.

Die Liebe, ein Arzt, ist das erste Stück, in welchem Moliere die Aerzte angegriffen hat. Er wohnte in dem Hause eines Arztes, der eine geitzige Frau hatte. Diese hatte der Mademoiselle Moliere gesagt, daß sie den Miethzins erhöhen würde; da man nun darauf nicht einmal hörte, so ward das Quartier an einen andern vermiethet. Moliere hat von der Zeit an angefangen, die Arzeneykunst lächerlich zu machen. Er beschrieb einen Arzt folgender Gestalt: Ein Mann, den man bezahlt, um in dem Zimmer eines Kranken Fra-

hen zu erzählen, bis ihm entweder die Natur geholfen, oder die Arzeneyen ums Leben gebracht haben.

XXIV.

Alle Welt weiß, daß der **Menschenfeind** anfänglich übel aufgenommen ward, und sich nur in Begleitung des **Arztes wider seinen Willen** auf dem Theater erhielt. Man erzählt einen besondern Umstand, der zur schlechten Aufnahme der besten Comödie, die iemals ist gemacht worden, das seine beygetragen haben kann. Als bey der ersten Vorstellung das Sonnet des Oronte vorgelesen ward, gab das Parterre so gleich seinen Beyfall; Alceste beweist hernach in eben dem Auftritte, daß die Gedanken und Verse dieses Sonnets

De ces Colifichets dont le bon sens murmure,

„ein elendes Spielwerk sind, das der gesunden „Vernunft zuwider ist.„ Das Publicum, aus Scham, daß es sich in seinem Urtheile betrogen hatte, warf einen Haß auf das ganze Stück.

XXV.

Als Moliere seinen **Menschenfeind** aufs Theater brachte, lebte er mit dem Racine in Mißverständniß. Ein Schmeichler glaubte dem letztern ein Vergnügen zu machen, wenn er ihm nach der ersten Vorstellung die Nachricht brächte, daß

das Stück gefallen sey. Nichts ist so frostig, als dieses Stück, sagte er, Sie können mir es glauben; ich bin darinne gewesen. Sie sind darinne gewesen? antwortete Racine, und ich bin nicht darinne gewesen; dem ohngeacht glaube ich es nicht, weil es unmöglich ist, daß Moliere ein schlechtes Stück sollte gemacht haben; gehen Sie künftig wieder hinein, und geben besser Achtung.

XXVI.

Die Feinde des Moliere hätten dem Herzog von Montaugier, dessen strenge Lebensart etwas ins rauhe fiel, gern beredet, daß Moliere in seinem Misantropen eigentlich ihn vorgestellt hätte. Der Herzog gieng in die Vorstellung desselben, und sagte, nachdem sie vorbey war: Er wollte daß er dem Misantropen des Moliere ähnlich wäre.

XXVII.

Das Liedchen, Qu'ils sont doux, bouteille, ma mie &c. das Sganarelle in dem **Arzt wider seinen Willen** singt, hat Gelegenheit zu einer artigen Anecdote gegeben. Monf. Rose, ein Mitglied der französischen Akademie, und Kabinetssecretair, hatte dieses Liedchen ins Lateinische übersetzt, anfänglich nur zu seinem Vergnügen, und hernach auch dem Moliere einen kleinen Streich zu spielen, indem er ihm vorwarf, daß er ein Plagiarius wäre; worüber ein ziemlich lebhafter und lustiger Streit enstand. Rose sang beständig

das

das lateinische Liedchen, und behauptete, daß es Moliere nach einem lateinischen Sinngedichte, das eine Nachahmung aus der Anthologie sey, ins Französische übersetzt hätte. Hier ist das Lateinische:

Quam dulces!
Amphora amœna,
Quam dulces
Sunt tuæ voces!
Dum fundis merum in calices.
Utinam ſemper eſſes plena
Ah! ah! cara mea lagena
Vacua cur jaces?

XXVIII.

Die erste Vorstellung des Tartüffe machte ein erstaunliches Aufsehen in Paris: Die Andächtigen seufzten laut darüber, und das Parlament verbot diese Comödie zu spielen. Sie sollte eben zum zweytenmal vorgestellt werden, als das Verbot ankam; Meine Herren, sagte Moliere zu den schon versammleten Zuschauern, wir glaubten die Ehre zu haben, Sie heute den Tartüffe sehen zu lassen, **aber der Herr Oberpräsident will nicht, daß man ihn spiele.** a)

a) Man wird die Zweydeutigkeit leicht gewahr werden, wenn man bemerkt, daß das ihn, so wohl auf den Tartüffe, als auf den Präsident kann gezogen werden.

XXIX.

Die Comödianten in der Provinz bedienten sich eben dieser Zweydeutigkeit, doch auf eine etwas verschiedene Art. Sie befanden sich in einer Stadt, wo der Bischof vor kurzem gestorben war. Sein Nachfolger, der kein Liebhaber von Schauspielen war, gab Befehl, daß die Comödianten die Stadt verlassen sollten, ehe er noch sein Amt anträte. Sie spielten also noch den Tag vorher, und gleich als ob sie morgen wieder spielen würden, sagte der Ankündiger: Meine Herren, morgen werden sie den Tartüffe sehen.

XXX.

Acht Tage darnach, als der Tartüffe war verboten worden, spielte man bey Hofe ein Stück, das Scaramuz, ein Einsiedler, betittelt war, und der König sagte im Herausgehen zum großen Conde: Ich möchte doch wissen, warum die Leute, die sich so sehr an der Comödie des Moliere ärgern, nichts zum Scaramuz sagen? worauf der Prinz antwortete: die Ursache ist diese, daß die Comödie Scaramuz über den Himmel und die Religion spottet, um welche sich diese Herren nicht bekümmern; da hingegen die Comödie des Moliere über ihre Personen spottet, welches sie nicht leiden wollen.

XXXI.

Als Moliere seinen Tartüffe spielen ließ, fragte man ihn, wie er sich hätte einfallen lassen, Pre-

digten zu halten. Wenn es dem Pater Maimburg, antwortete er, erlaubt ist, Comödien auf der Kanzel zu spielen, warum sollte mir es nicht erlaubt seyn, Predigten auf dem Theater zu halten?

XXXII.

Champmele, ehe er noch unter die Comödianten aufgenommen war, gieng, als der Tartüffe vorgestellt ward, zum Moliere in die Loge, die nahe am Theater war. Als sie einander ihr Compliment gemacht hatten, schrie Moliere: Ach! Hundsf = = ach! Schurke = = und that, als wenn er närrisch wäre. Champmele erschrack, und wußte nicht was ihm wiederfuhr. Moliere, der es ihm ansahe, sagte darauf zu ihm: Wundern Sie sich nicht, daß Sie mich so in Hitze gerathen sehen; ich höre da einen Acteur vier Verse in meinem Stücke ganz falsch und höchst elend declamiren, und ich bin nicht gewohnt, meine Kinder so mißhandeln zu sehen, ohne daß es mir durch die Seele geht.

XXXIII.

Madame Dacier, die ihrem Geschlecht durch ihre Gelehrsamkeit Ehre gemacht hat, und noch mehr würde gemacht haben, wenn sie nicht eben so viel Lust als Geschicklichkeit, Commentarien zu schreiben, gehabt hätte, schrieb eine Dissertation, worinne sie bewieß, daß der Amphitrio des Plautus, dem neuen weit vorzuziehen sey. Als sie aber hörte, daß Moliere eine Comödie von gelehrten

Weibern schreiben wollte, begieng sie einen gelehrten Mord, und unterdrückte die Dissertation.

XXXIV.

Als Moliere seinen **George Dandin** fertig hatte, sagte ihm einer seiner Freunde, daß er einen solchen Dandin wüßte, der sich in dem Stück getroffen finden würde, und der im Stande wäre, sein Stück nicht allein in Verachtung zu bringen, sondern auch dem Verfasser selbst zu schaden. Sie haben Recht, sagte Moliere zu seinem Freunde, aber ich weiß ein sicheres Mittel, den Mann, von dem sie reden, auf meine Seite zu bringen: ich will ihm mein Stück vorlesen. Dieser Mann war öfters in der Comödie: Moliere bat ihn also um die Erlaubniß, daß er zu einer ihm gelegenen Stunde kommen dürfe, ihm etwas vorzulesen. Dieser Mann fand sich durch dieses Compliment so geehrt, daß er ihn nicht allein den folgenden Tag zu sich bestellte sondern auch in ganz Paris herum lief, um sich damit zu rühmen. Moliere, sagte er zu allen, die er antraf, liest mir diesen Abend eine Comödie vor, wollen Sie wohl dabey seyn? Moliere fand also eine zahlreiche Versammlung, und den guten Mann, der den Präsidenten dabey vorstellte. Das Stück ward ausnehmend schön befunden; und niemand machte, als es gespielt ward, mehr Wesens daraus, als der, der sich durch dasselbe hätte beleidigt finden sollen, indem ein Theil der Auftritte, die Moliere in das Stück gebracht hatte, ihm begegnet waren. Dieser

Kunst-

Kunstgrif, gewissen gewagten Zügen auf dem Theater Beyfall zu verschaffen, ist so beliebt worden, daß verschiedene Autoren sich desselben nach der Zeit mit Vortheil bedient haben.

XXXV.

Der **bürgerliche Edelmann** ward das erstemal zu Chambord gespielt. Der König sagte te nicht ein Wort darzu, und alle Hofleute sprachen äußerst verächtlich davon. Die Entrüstung war so groß, daß sich Moliere nicht öffentlich sehen ließ; er schickte immer den Monf. Baron auf Kundschaft aus, der allemal mit schlimmen Nachrichten zurück kam. Nach fünf oder sechs Tagen ward das Stück wiederholt, und der König, der noch nichts darzu gesagt hatte, sagte zum Moliere, daß er noch nichts gemacht habe, was ihm so wohl gefallen hätte; daß das Stück vortrefflich sey; daß er sein Urtheil bey der ersten Vorstellung mit Fleiß zurück gehalten habe, weil er befürchtet hätte, daß ihn die Art der Vorstellung verführt haben könnte. So gleich ward der Verfasser dieses Stücks mit Lobeserhebungen von allen Hofleuten überhäuft, die bald gut, bald schlecht, eben das wiederholten, was der König davon gesagt hatte.

XXXVI.

Der fünfte Auftritt im dritten Act der **gelehrten Weiber**, ist es, der am meisten Lärm gemacht hat. Trissotin und Vadius sind darinne nach wirklichen Originalen geschildert. Denn der Abt Cotin war der eigentliche Verfasser des

Sonnets an die Prinzeßinn Uranie. Er hatte es für die Madame de Nemours gemacht, und es der Prinzeßinn gezeigt, die eine große Liebhaberinn kleiner Gedichtgen war, und besonders den Abt Cotin hochschätzte, daß sie ihn so gar mit dem Namen eines Freundes beehrte. Kaum hatte er ihr sein Gedicht vorgelesen, so trat Menagius ins Zimmer, welchem es die Prinzeßinn zeigte, ohne den Namen des Verfassers zu nennen. Menagius fand es, so wie es wirklich war, abscheulich. Die beyden Poeten geriethen darüber an einander, und sagten einer dem andern ohngefehr die Grobheiten, die Moliere so schön in Reime gebracht hat. Kurze Zeit nach dem Tode des armen Cotins machte man folgende vier Verse:

Savez-vous en quoi Cotin
Diffère de Trissotin?
Cotin a fini ses jours
Trissotin vivra toûjours.

„Wisset ihr, worinne Cotin vom Trissotin „unterschieden ist? Cotin hat seine Tage „beschlossen; aber Trissotin wird immer„fort leben.

XXXVII.

In dem **eingebildeten Kranken**, dem letzten Stücke, das Moliere aufs Theater gebracht hat, tritt ein Mons. Fleurant, ein Apothecker mit einer Spritze in der Hand auf, der bis zur Ausschweifung grob ist, und dem Kranken ein Clystier

setzen

setzen will. Der ehrliche Bruder dieses Kranken, der in dem Augenblicke da ist, sucht es ihm auszureden, daß er es nicht nehmen soll, worüber der Apothecker böse wird, und ihm alle Grobheiten sagt, die man von dergleichen Leuten nur vermuthen kann. Das erstemal, als dieses Stück gespielt ward, antwortete der ehrliche Mann dem Apothecker: **Gehen Sie, mein Herr, man sieht wohl, daß sie nur von hinten zu mit den Leuten zu reden gewohnt sind.** a) Dieser Ausdruck mißfiel allen Zuhörern, die bey der ersten Vorstellung gegenwärtig waren; da man hingegen bey der zwoten mit Vergnügen hörte: **Gehen Sie, mein Herr, man sieht wohl, daß Sie nicht gewohnt sind, von forne zu mit den Leuten zu reden.**

a) Der französische Ausdruck ist etwas bestimmter, aber auch ungezogener: — — que vous n'avez coutume de parler qu'à des culs; und unten heißt es dagegen — — que vous n'avez pas accoutumé de parler à des visages.

XXXVIII.

Als Moliere tod war, machten die Comödianten zu einem prächtigen Leichenbegängniß Anstalt. Aber der Erzbischof zu Paris Harlai, wollte nicht einmal die Erlaubniß zu seinem Begräbnisse geben. Die Wittwe des Moliere gieng demnach so gleich nach Versailles, um dem Könige einen Fußfall zu thun, und sich über die Schande, die man ihrem Manne anthäte, da

man ihn nicht wollte begraben lassen, zu beschweren; der König aber wieß sie zurück, indem er sagte, daß diese Sache blos vom Erzbischoffe entschieden werden müsse, und daß sie sich an ihn zu wenden habe. Unterdessen ließen Se. Majestät dem Erzbischoffe sagen, daß er die Sache so vermitteln solle, daß sie kein Aufsehen und Aergerniß verursache. Der Erzbischof hob demnach sein Verbot auf, mit der Bedingung, daß bey der Beerdigung aller Pracht und Ceremonien wegfallen sollte. Der Leichnam ward also nur von zween Priestern, ohne Gesang, begleitet, und auf dem Kirchhofe hinter der Kapelle des heil. Josephs, in der Montmartrestraße, begraben. Alle seine Freunde begleiteten ihn, ieder mit einer Wachskerze in der Hand. Mademoiselle Moliere sagte: **Was? man schlägt das Begräbniß einem Manne ab, der Altäre verdient.**

XXXIX.

Ein gewisser Abt glaubte dem großen Conde seine Ergebenheit zu bezeugen, wenn er ihn die Grabschrift, die er auf den Moliere gemacht hatte, überreichte. Ach! sagte der Prinz zu ihm, wenn doch der, dessen Grabschrift du mir bringst, im Stande wäre, die deinige zu machen.

XL.

Zwey oder drey Jahr nach dem Tode des Moliere fiel ein sehr harter Winter ein, und die Wittwe dieses großen Mannes ließ hundert Wagen

gen Holz auf das Grabmaal desselben zusammen fahren, und es anzünden, damit sich die Armen dabey wärmen sollten. Die große Hitze des Feuers sprengte den Stein, der über das Grab gelegt war, entzwey.

XLI.

In einer Vorrede, die die Engeländer einer Uebersetzung des Moliere vorgesetzt haben, verglei-chen sie die Werke dieses großen Comödienschreibers mit einem Galgen. Die Laster, sagt man, und das Lächerliche, sind daran aufgehenkt worden, und bleiben daran gleichsam auf einer grossen Landstraße hängen, um den Urhebern zum Beyspiel zu dienen. a)

a) pour servir d'exemple aux Auteurs. Ist zweydeutig. Ich weiß nicht, ob ich den rechten Sinn getroffen habe. Ob das Gleichniß gefallen werde, weiß ich noch weniger; es klingt aber ziemlich englisch, und = = =

XLII.

Es giebt heut zu Tage Schriftsteller, die, weil sie jung sind, uns gern bereden möchten, daß Moliere alt geworden sey. Die Sache ist lächerlich, sagt ein gewisser witziger Kopf, aber es fehlt an Leuten, die darüber lachen.

Henriette de Coligni, Gräfinn de la Süze,

gest. 1673.

I.

Der Herr de la Süze gerieth aus Eifersucht auf den Einfall, seine Gemahlinn auf eines seiner Landgüther zu setzen. Man sagt, daß die Gräfinn, um dieses zu vermeiden, die protestantische Religion verlassen habe, zu der sie sich bisher, so wie ihr Gemahl, bekannt hatte. Die Königinn von Schweden nahm daher Gelegenheit, zu sagen, daß die Frau de la Süze katholisch geworden wäre, um ihren Gemahl weder in dieser, noch in jener Welt wieder zu sehen. Die Uneinigkeit nahm auch unter ihnen von Tage zu Tage zu, es sey nun der Religionsveränderung, oder der fortdauernden Eifersucht des Grafens wegen, und die Gräfinn faßte endlich den Vorsatz, sich von ihm scheiden zu lassen. Sie both ihrem Gemahl fünf und zwanzig tausend Thaler an, daß er sich nicht widersetzen sollte, welches er auch annahm. Die Ehe ward also vom Parlamente aufgehoben. Man sagte bey dieser Gelegenheit, daß die Gräfinn fünf und zwanzig tausend Thaler weggeworfen hätte, weil sie nur noch eine kurze Zeit hätte warten dürfen, so würde sie, an statt fünf und zwanzig tausend Thaler zu geben, eben so viel von

von dem Grafen empfangen haben, damit er sie los geworden wäre.

II.

Man fand bisweilen die Frau de la Süze früh Morgens schon völlig angekleidet, und wenn man sie um die Ursache fragte, so antwortete sie: Ich habe geschrieben. Sie ließ sich demnach insgemein, ehe sie schrieb, ihren völligen Putz anlegen.

III.

Man kann sich keine verwirrtern Umstände gedenken, als die, in welchen sich die Frau de la Süze befand. Eines Tages ward ihr gegen acht Uhr des Morgens ein Gefreyter, nebst einigen Gerichtsdienern, ins Haus geschickt, um alle ihre Meublen wegzunehmen, und ihre Kammerfrau gab ihr so gleich Nachricht davon. Sie ließ den Gefreyten in ihr Zimmer kommen, da sie noch im Bette lag, und bat ihn inständig, sie nur noch zwo Stunden schlafen zu lassen, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen hätte, welches ihr auch eingeräumt ward. Sie schlief wieder ein, bis um zehn Uhr, da sie aufstand, sich ankleidete, um zu Mittag auswärts zu speisen. Hernach gieng sie in die Antichambre, wo sie dem Gefreyten große Complimente machte, ihm für seine Gütigkeit dankte, und ganz gelassen sagte: Ich lasse euch iezt völlige Freyheit in meinem Hause. Mit diesen Worten gieng sie fort.

IV. Die

IV.

Die Frau von Chatillon trug eine Streitsache wider die Frau Gräfinn de la Süze im Parlamente zu Paris vor. Da diese beyden Damen einander auf dem Saale des Gerichtshofes begegneten, sagte Monſ. de la Feuillade, der die Madame Chatillon an der Hand führte, auf gut gasconiſch zur Frau de la Süze, die vom Benserade und einigen andern Poeten begleitet ward: **Madame, sie haben den Reim auf ihrer, und wir die gesunde Vernunft auf unserer Seite.** Die Frau de la Süze, der dieser Scherz verdroß, antwortete stolz, mit einer frostigen Mine: **Wir werden also unsere Sachen weder ungereimt noch unvernünftig vortragen.** a)

a) Oder: **Es ist daher weder ungereimt, noch unvernünftig, daß wir unsere Sache gerichtlich ausmachen.**

Johann Chapelain,

geb. zu Paris 1595, gest. 1674.

I.

Chapelain stand in so großem Ruf, daß der Cardinal Richelieu, als er ein Werk gern in Ansehen bringen wollte, ihn bath, seinen Namen darzu herzugeben, und ihm bey einer andern

dern Gelegenheit dafür seine Börse zu leihen, versprach.

II.

An dem Kirchhofe des heil. Johannis zu Paris wohnte ein bekannter Speisewirth, bey welchem sich die witzigsten Köpfe vom Hofe, nebst den Herren Despreaux, Racine, la Fontaine, Chapelle, Füretiere, und einigen andern ausgesuchten Personen, versammleten. Diese Gesellschaft hatte daselbst ihr eigenes Zimmer, und ein Exemplar von dem Mädchen des Chapelain lag beständig auf dem Tische. Wenn nun einer unter ihnen einen Fehler, entweder wider die Reinigkeit der Sprache, oder wider die Richtigkeit im urtheilen begieng, so legte man ihm insgemein durch die meisten Stimmen die Strafe auf, eine gewisse Anzahl Verse aus diesem Gedicht zu lesen. Wenn der Fehler groß war, so mußte der Strafbare wohl bis auf zwanzig Verse lesen. Denn eine ganze Seite zu lesen, mußte das Verbrechen übermäßig groß seyn.

III.

Chapelain las einmal sein Gedicht bey dem Herrn le Prince: iedermann zwang sich, es schön zu finden, und lobte es. Aber die Frau de Longueville, welche von einem dieser Bewunderer gefragt ward, ob sie nicht von den Schönheiten dieses Werks gerührt würde, antwortete: *Ja, es ist vollkommen schön; aber es ist sehr langweilig.*

IV.

Der Bischof zu Grasse, Godeau, machte viel aus dem Mädchen des Chapelle, daß er so gar, als ihm einer seiner Freunde rieth, ein episches Gedicht zu machen, die nicht gar witzige Antwort gab, er hätte nicht Lunge genug zur Trompete, und daß hierinne der Bischof dem Capellane a) weichen müsse.

a) au Chapelain, eine Anspielung auf den Namen des Verfassers des Mädchen von Orleans.

V.

Chapelain zauderte mit seinem Gedicht sehr lange, weil er eine starke Pension von dem Herrn de Longueville bekam. Die Spötter sagten insgemein, daß das Mädchen von Orleans von einem großen Prinzen unterhalten würde; und so bald das Werk heraus kam, machte Liniere folgendes Sinngedicht darauf:

Nous attendons de Chapelain
Ce noble & fameux Ecrivain
Une incomparable Pucelle;
La Cabale en dit force bien,
Depuis vingt ans on parle d'elle,
Dans six mois on n'en dira rien. a)

„Wir erwarten von dem großen und be„rühmten Schriftsteller Chapelain, ein unver„gleichlich Mädchen; Ihre Anhänger sagen „viel gutes von ihr, und man spricht von ihr „schon seit zwanzig Jahren; aber in sechs

„Mona-

„Monaten wird man nichts mehr von ihr
„sagen.„

a) In dem Dictionnaire histor. de M. Ladvocat, stehet dieses Sinngedicht etwas anders:

Nous attendions de Chapelain
Une Pucelle
Jeune & belle;
Vingt ans à la former il perdit son latin;
Et de sa main
Il sort enfin,
Une vieille sempiternelle.

Dieses Sinngedicht ist mit dem lateinischen des Requetmeisters Monmor von einerley Inhalt:

Ista Capellani dudum exspectata Puella
Post tanta in lucem tempora prodit anus.

VI.

Wir hatten uns mit dem Chapelain veruneinigt, Pelisson und ich, sagt Menagius. Pelisson, der sich nach seinem Uebergange zur katholischen Kirche wieder mit ihm aussöhnen wollte, verlangte von mir, daß ich mit ihm gehen sollte, um mich ebenfalls mit ihm zu versöhnen. Wir giengen also mit einander, und ich sahe in dem Kamine des Herrn Chapelain noch eben die Brände liegen, die ich vor zwölf Jahren darinne gesehen hatte.

VII.

Der übermäßige Geiz des Chapelain gab den Spöttern Gelegenheit zu sagen, daß er spare, um

sein Mädchen an ein gutes Haus zu verheyrathen, und andere gaben vor, daß er es thäte, um sie canonisiren zu lassen.

VIII.

Chapelain war für das schöne Geschlecht nicht eingenommen; er sagte öfters, daß das geistreicheste Frauenzimmer nur eine halbe Vernunft hätte.

IX.

Puimorin, der Bruder des Despreaux, ließ sich eines Tages einfallen, von dem Gedicht des Chapelain in seiner Gegenwart übel zu sprechen. *Ja, Sie sind es auch,* sagte Chapelain, *der davon urtheilen kann, da Sie nicht einmal lesen können.* O! antwortete Puimorin, ich kann nur gar zu gut lesen, seitdem Sie, mein Herr, drucken lassen.

X.

Der Cardinal Richelieu hatte den Schriftstellern, die unter seiner Aufsicht an theatralischen Werken arbeiteten, den Plan zu dem *großen Pastorale* gegeben, wozu er selbst auf fünfhundert Verse gemacht hatte. Als es sollte gedruckt werden, wollte er, daß es Chapelain zuvor durchsehen, und alles anmerken sollte, was dabey zu erinnern wäre. Bois-Robert brachte dem Cardinal diese Anmerkungen; und ob sie gleich sehr bescheiden abgefaßt waren, so verdrossen sie doch den Cardinal, weil ihrer entweder zu viel waren,

oder

oder weil er seine Fehler dadurch zu deutlich einsahe, dergestalt, daß er, ohne sie ganz zu lesen, sie in Stücken zerriß. Als er aber in der Nacht schon im Bette lag, und alles im Hause schlief, fiel ihm seine Uebereilung wieder ein, und er that etwas, das rühmlicher ist, als die beste Comödie, die er hätte machen können: denn er ließ die Stückchen Papier wieder zusammen lesen, und aneinander leimen. Nachdem er sie nun vom Anfange bis zum Ende noch einmal durchgelesen, und seine Betrachtungen darüber angestellt hatte, ließ er den Bois-Robert wecken, und sagte zu ihm: Ich sehe wohl, daß die Herren Akademisten das Ding besser verstehen, als ich; wir wollen nur den Druck unterwegens lassen.

XI.

Chapelain ward von einigen Mitgliedern der Akademie, **der Ritter vom Spinnenorden** genannt, weil er ein so geflicktes und aus verschiedenen Stücken zusammen gesetztes Kleid trug, daß die Fäden auf demselben eine vollkommene Vorstellung von diesem Thiere waren. Als er eines Tages bey dem Herrn le Prince war, wo sich eine starke Gesellschaft beysammen befand, fiel eine Spinne herab, über deren Größe alle Anwesende erschracken. Man konnte sich nicht bereden, daß sie aus dem Zimmer wäre, weil alles sehr reinlich darinne aussahe. Das Frauenzimmer fiel demnach einstimmig darauf, daß sie aus der Perüque des Herrn Chapelle kommen müsse; welches auch

wohl seyn konnte, weil er in seinem Leben nur eine einzige Perûque gehabt hatte. Und außerdem, daß Chapelain geitzig war, so war er auch sehr unreinlich. Balzac erzählte, daß, nachdem er ihn in zehn Jahren nicht besucht hätte, weil sie uneins geworden waren, als er zu ihm gegangen sey, um sich mit ihm auszusöhnen, so habe er in seiner Stube, quer über, noch eben die Spinnewebe gesehen, die er gesehen hatte, ehe er sich mit ihm veruneinigte. Die Hände wischte er sich beständig an einem Besen von Binsen ab, um die Servietten zu schonen.

XII.

Mitten im Sommer gieng Chapelain im Mantel. Wenn man ihn nach der Ursache fragte, so antwortete er, daß er sich nicht wohl befände. Conrart sagte daher einmal zu ihm: Ich glaube vielmehr, daß ihr Rock sich nicht wohl befindet.

XIII.

Man war so stark für Chapelain eingenommen, daß man das Lächerliche seines Mädchens von Orleans nicht so gleich gewahr werden wollte. Es wurden innerhalb achtzehn Monaten bis auf sechs Auflagen davon gemacht. La Menardiere und Liniere waren die ersten, die es angriffen.

XIV.

Chapelain, so geitzig er auch war, hat dennoch eine sehr großmüthige That gethan. Als der Herr

de

de Montauzier zum Hofmeister des Dauphins war ernannt worden, warf er so gleich die Augen auf den Chapelain, um ihn zum Lehrmeister des Prinzen zu nehmen, und der König gab seine Bewilligung darzu, ehe noch Chapelain etwas davon wußte. Aber, was geschah? Chapelain schlug diese vortheilhafte Bedienung aus, indem er sein Alter vorschützte, als welches ihn zu ernsthaft und zu schwach mache, daß er sich nicht schmeicheln könne, einem so jungen Prinzen angenehm zu seyn. a)

a) War nicht etwan der Herr de Montauzier jünger als Chapelain, und geschahe das etwan aus Eifersucht, was man hier dem Chapelain zur Großmuth anrechnet? Wie, wenn man ihn selbst zum Oberhofmeister verlangt hätte?

XV.

Als sich Chapelain mit dem Menage überworfen hatte, sagte er: **Wir hatten active und passive Verbindlichkeiten gegen einander.** Die activen, fragte man, waren sie auf ihrer oder des Menage Seite? Auf unserer Seite, antwortete er. Worinne bestanden sie? Thaten Sie ihm gutes? vertheidigten Sie seine Ehre? oder machten Sie sich ihm auf irgend eine andere Art verbindlich? Ich gieng bisweilen, antwortete er, in seine Assemblee. Ist das nicht eine große Verbindlichkeit, die ihm Menage hatte?

XVI.

Chapelain vermied, so sehr er konnte, Director der Akademie zu werden, aus Furcht, daß es ihm zwanzig Livres Begräbnißkosten verursachen möchte, wenn etwan eins von den Mitgliedern unter ihm stürbe. Unterdessen machte man ihn doch mit List, während der Krankheit des Kanzlers Seguier, welcher Protector der Akademie war, zum Director. Als drey Monat um waren, und Chapelain wußte, daß man bisweilen den bisherigen Director beybehielte, gab er sich alle Mühe, sein Amt wieder los zu werden, und einen Nachfolger zu bekommen. Man verschob es unter allerley Vorwande noch einige Tage. Der Kanzler starb unterdessen, und Chapelain war untröstlich: Ach! nun bin ich ruinirt, sagte er, mein ganz Vermögen wird nicht zureichen! Ich wollte mich zufrieden geben, wenn es ein gemeines Mitglied wäre; aber, es ist der Protector der Akademie; dieser Aufwand wird mich an den Bettelstab bringen. Er trieb es, mit einem Worte, so lange, bis iedes Mitglied etwas zu dem Leichenbegängnisse beytrug. Chapelain gab also nur so viel, als er wollte, und gewann vielleicht noch dabey.

XVII.

Düperrier, ein Edelmann aus der Provence, der bisweilen Mangel am Gelde hatte, hatte einsmals sich an den Chapelain gewendet, um von ihm zu borgen, und dieser glaubte sehr freygebig

gegen

gegen ihm zu seyn, wenn er ihm einen Thaler gäbe. Nachdem er seinem Herzen den Stoß gegeben hatte, sagte er: Wir müssen unsern Freunden in ihren Nöthen beystehen; aber wir müssen nichts zu ihrer Verschwendung beytragen.

XVIII.

Der Geiz des Chapelain war Ursache an seinem Tode. Als er an einem Sitztage in die Akademie gieng, um zwey oder drey Pfennige zu gewinnen, ward er unterwegens von einem erschrecklichen Ungewitter überfallen. Das Wasser war an einem Orte stark zusammen gelaufen, und weil er zu furchtsam war, über den Balken zu gehen, den man darüber gelegt hatte, so wartete er, bis es sich wieder verliese. Als es aber bald drey Uhr war, wagte er es, durch das Wasser zu waten, das ihm hoch an den Beinen heran gieng. Aus Furcht, daß man merken möchte, was ihm unterwegens begegnet wäre, mochte er in der Akademie nicht ans Feuer treten, um sich abzutrocknen, sondern setzte sich auf seinen Stuhl, und steckte die Beine darunter. Die Kälte drang ihm so durch den ganzen Körper, daß er einen Steckfluß bekam, an welchem er auch starb.

XIX.

Chapelain hatte sich bey seinen Erben an den Tisch verdungen, und wenn er auswärts zu Gaste gebeten war, so rechnete er es allemal an dem Kostgelde ab. In seiner letzten Krankheit hatte er funfzig tausend Thaler baar beysammen, und

sein Vergnügen war, den Geldkasten, der nahe an seinem Bette stand, von Zeit zu Zeit aufzumachen, und alle Geldsäcke vor sich hin setzen zu lassen. Sie standen, an dem Tage, da er starb, noch alle in Reihen um ihn her, und ein gewisser Gelehrter sagte zum Herrn de Valois: Sie wissen doch, mein Herr, daß unser Freund Chapelain gestorben ist, wie ein Müller mitten unter seinen Säcken.

Jacob de Vallee Desbarreaux,

geb. zu Paris 1602, gest. 1674.

I.

Desbarreaux war Parlamentsrath zu Paris. Er nahm einsmals die Vorträge zu thun, über sich; da ihn nun die Partheyen sehr überliefen, ließ er sie kommen, verbrannte in ihrer Gegenwart die Proceßacten, und bezahlte aus seinem Beutel so viel, als der Proceß betrug.

II.

Er pflegte seinen Aufenthalt nach den verschiedenen Jahrszeiten zu verändern. Den Winter brachte er zu Marseille zu. Das Haus, das er seine Favorite nannte, war in Languedoc; es gehörte dem Grafen von Clermont Lodeve, wo, wie er zu sagen pflegte, die Freyheit und die Lüsternheit ihren Thron aufgeschlagen hätten. Er

hatte in Anjou das Landhaus Lüde, welches ehemals der Sammelplatz der witzigsten Köpfe, und der rechtschaffensten Leute war. Bisweilen besuchte er auch den Balzac an den Ufern der Charante. Der Ort aber, wo es ihm am besten gefiel, war Chenailles, an der Loire, der heut zu Tage noch sehr angenehm ist, so wie er ehemals der Aufenthalt des Vergnügens und der Schmausereyen war.

III.

Desbarreaux ward für einen Menschen ohne Religion gehalten. Eines Tages war er mit dem Herrn d'Elbene in Gesellschaft, und sie wollten, ob es gleich ein Fasttag war, mit einander Fleisch essen, fanden aber nichts als Eyer, wovon sie sich einen Eyerkuchen machen ließen. Indem sie aßen, kam ein Ungewitter, und so ein schrecklicher Donner, als ob das Haus, in welchem sie waren, einfallen sollte. Desbarreaux, ohne sich zu beunruhigen, nahm die Schüssel, und warf sie zum Fenster hinaus, mit den Worten: Ist das nicht ein Lärm um einen Eyerkuchen! Es ist schrecklich, über so fürchterliche Dinge noch sein Gespötte zu treiben.

IV.

Desbarreaux und d'Elbene speisten eines Tages mit einander, und jener legte diesem ein gutes Stück vor, welches aber d'Elbene nicht essen wollte, weil er fürchtete, daß es, so gut er es auch für den Geschmack hielte, seinem Magen nicht bekommen

kommen möchte. Sind sie, versetzte ihm Desbarreaux darauf, einer von den einfältigen Leuten, die Achtung geben, ob sie verdauen?

Johann Desmarets de S. Sorlin,

geb. zu Paris 1595, gest. 1676.

I.

Man hat vom Desmarets gesagt, daß er der größte Narr unter den Poeten, und der beste Poet unter den Narren gewesen sey.

II.

Desmarets war für seinen **Clodováus** a) so eingenommen, daß er Gott davon die Ehre zuschreibt, und in seinen **Ergötzungen des Geistes** versichert, daß er ihm sichtbarlich beygestanden habe, um so ein schönes Werk zu vollenden. Die Delices de l' Esprit, (Ergötzungen des Geistes.) sind ein mystisches Werk, das er zur Zeit seiner Erscheinungen b) schrieb; ein witziger Kopf spottete über dasselbe, und sagte, daß man unter die errata dieses Buchs setzen müsse: Delires (Rasereyen) anstatt Delices (**Ergötzungen**.)

a) Clovis, ou la France chretienne, ein episches Gedicht.

b) Nachdem er in seiner Jugend Romane und Comödien geschrieben hatte, so verfiel er auf seine alten

alten Tage in eine übertriebene Andacht, die mit Erscheinungen und Gesichtern vergesellschaftet war. Kraft einer solchen Erscheinung, die er für göttliche Eingebung hielt, schrieb er ein Buch: Avis du St. Esprit au Roi, worinne er dem Könige Ludewig XIV. die Eroberung des mahomedanischen Reichs versprach. Nicole hat ihn in seinen Visionnaires sehr lächerlich gemacht.

III.

Desmarets hatte nebst dem Cardinal Richelieu die Tragicomödie Miramne verfertigt, welcher zu gefallen der große Saal, wo heut zu Tage die Opern gespielt werden, gebaut ward, und deren Vorstellung eine Million kostete. Sie ward dem ohngeachtet das erstemal sehr mittelmäßig aufgenommen. Der Cardinal, der darinne gewesen war, hatte sich noch eben den Abend ganz allein nach Ruel begeben, und ließ den Desmarets auch dahin holen. Der Poete, der eine üble Aufnahme befürchtete, bath seinen Freund Petit, daß er ihn begleiten sollte. Unterwegens überlegten sie mit einander, was sie dem Cardinal sagen wollten. Der Cardinal rief, so bald er sie kommen sah, ihnen entgegen: Gar recht! die Franzosen werden an schönen Sachen wohl niemals Geschmack bekommen; Miramne hat ihnen nicht gefallen wollen. Monseigneur, antwortete ihm Petit, der Fehler liegt nicht an dem Stück, als welches vortrefflich ist, sondern an den Comödianten. Haben Ihro Eminenz nicht gesehen, daß sie nicht allein ihre Rollen nicht gelernt hat-

ten,

ten, sondern auch noch darzu betrunken waren? In der That, erwiederte der Cardinal, ich erinnere mich, daß sie erbärmlich gespielt haben. Nach einigen andern Gesprächen ward der Minister wieder aufgeräumt, und ließ die beyden Poeten mit sich zur Tafel sitzen. Als sie wieder nach Paris zurück kamen, war das ihre erste Sorge, die Comödianten zu gewinnen, und einen guten Theil der Zuschauer zu stimmen, so daß bey der zwoten Vorstellung der Mirame, der Beyfall alle Erwartung übertraf.

IV.

Man pflegte zu sagen, daß Desmarets in seiner Jugend über den Romanschreiben seine Seele, und in seinem Alter den Verstand über den mystischen Schriften, die er verfertigte, verlohren habe.

Franz Hedelin d'Aubignac,

geb. zu Paris 1604, gest. 1676.

I.

Der Cardinal Richelieu trug dem d'Aubignac die Erziehung des jungen Herzogs von Fronsac auf. Er wußte das Herz dieses jungen Herrn so wohl zu gewinnen, daß er ihm, so bald er majorenn war, eine Pension von vier tausend Livres auf Lebenszeit ausmachte. Der Abt d'Aubignac mußte

mußte nach dem frühzeitigen Ableben dieses jungen Herzogs, seiner Pension wegen einen ordentlichen Proceß wider den Prinzen von Conde, den einzigen Erben des Herzogs, erheben, weil er ihm dieselbe nicht weiter wollte auszahlen lassen. Dieser Proceß ward durch eine große und gelehrte Klage, die der Abt d'Aubignac dem Prinzen übergab, und in welcher er ihn zum einzigen Richter in dieser Sache machte, geendigt. Die Ehrbegierde erwachte bey dem Prinzen, als er die Klage las, so daß er hiermit den Proceß endigte, und sich selbst verurtheilte, die Pension zu bezahlen.

II.

Als Menagius mit dem Abt d'Aubignac wegen einer Comödie des Terenz in einen heftigen Streit gerathen war, schrieb er wider seinen Gegner so anzüglich als es ihm nur möglich war. Der Abt d'Aubignac antwortete darauf, und Menagius sagte, daß er ihm gewiß nichts schuldig bleiben wollte, wenn er nicht in der Zueignungsschrift zu seinen amœnitatibus juris das feyerliche Versprechen gethan hätte, diese Replik niemals zu lesen; und da ich, setzte er hinzu, ein sehr gewissenhafter Beobachter meiner Worte bin, so habe ich verschiedene Casuisten der Sorbonne, und des großen Ludewigscollegii gefragt, ob ich sie lesen könnte. Sie gaben mir die Antwort, daß ich die Gewissenhaftigkeit zu weit triebe, wenn ich mir darüber Bedenken machte. Menage, dessen

Zwei-

Zweifel auf diese Art gehoben war, glaubte also, daß er die Replik des Abt d'Aubignac lesen könnte, ohne eine Sünde zu begehen. Er las sie; aber er antwortete nicht eher darauf, als bis sein Widersacher tod war.

III.

Der Abt d'Aubignac hat eine Dissertation über die Iliade geschrieben, in welcher er zu behaupten sucht, daß nie ein Homer auf der Welt gewesen sey, der die Gedichte, die wir unter den Namen Ilias und Odyssea haben, geschrieben habe. Nach der Meynung dieses Kunstrichters sind diese Gedichte nichts als zusammengeschmiertes Zeug aus alten Tragödien, die vor Alters in Griechenland abgesungen wurden.

IV.

Richelet, der ein großer Freund des Abts d'Aubignac war, lobte über die Maaßen einen schlechten Roman desselben, der den Titel Macarise führte. Da sie aber mit einander über einige gelehrte Meynungen in Streit geriethen, so schimpfte d'Aubignac öffentlich und sehr arg auf den Richelet. Dieser glaubte sich nicht besser an ihm zu rächen, als wenn er ihm diese vier Verse zuschickte:

Hedelin, c'est à tort que tu te plains de moi:
N'ai-je pas loüé ton ouvrage?
Pouvois-je faire plus pour toi
Que de rendre un faux témoignage?

„Du

„Du beklagst dich mit Unrecht über mich:
„Habe ich nicht dein Werk gelobt? Konnte
„ich wohl mehr für dich thun, als ein falsches
„Zeugniß ablegen?

V.

Nach den vortrefflichen Regeln, die der Abt d'Aubignac zu einem Trauerspiele gegeben hatte, wollte er mit dem großen Corneille um den Vorzug zu streiten anfangen. Er verfertigte seine Zenobie, welche unwidersprechlich bewieß, daß ein Stück sehr regelmäßig, und doch sehr wenig interessant, so wie mit müßigen Charakteren angefüllt seyn könne. Die Schriftsteller, die er in seinen praktischen Grundsätzen des Theaters a) getadelt hatte, freueten sich, Gelegenheit zu finden, ihm wieder eins zu versetzen. Er mußte so gar zu seinem großen Verdrusse sehen, daß man am Hofe über ihn spottete, wo er sich rühmte, daß er der einzige unter den neuern Schriftstellern sey, der den Regeln des Aristoteles genau gefolgt wäre; worüber der große Conde einmal sagte, er wisse es dem d'Aubignac Dank, daß er den Regeln des Aristoteles so genau gefolgt wäre; aber dem Aristoteles könne er es nicht vergeben, daß er den Abt d'Aubignac ein so elendes Trauerspiel habe machen lassen. Dieses war nicht die einzige Spötterey, die den Abt demüthigte. Als er in einer Gesellschaft zum Lobe seines Stücks sagte, daß der Graf de Fiesque insgemein seine Zenobie die Frau des Cinna nennete, fiel ihm ein Hof-

mann in die Rede, und sagte, ob er denn nicht merkte, daß der Graf damit sagen wollte, daß er eben so weit unter dem Corneille stehe, als die Frau unter dem Manne.

a) Pratique du Théatre.

Heinrich de Valois,

geb. zu Paris 1603, gest. 1676.

I.

Der Herr de Valois, der sich an den Büchern seiner Bibliothek nicht genügen ließ, sondern überall noch welche borgte, pflegte zu sagen, daß er aus denen geborgten Büchern den größten Nutzen zöge, weil er sie mit mehrer Aufmerksamkeit läse, und Auszüge aus denselben machte, aus Furcht, sie nicht wieder zu Gesicht zu bekommen.

II.

Das beständige Lesen des Herrn de Valois schadete seinem ohnedem schwachen Gesichte so sehr, daß er auf dem rechten Auge gänzlich blind ward, und mit dem linken fast gar nichts mehr erkennen konnte. Dieser Zufall nöthigte ihn, entweder sein Studiren liegen zu lassen, oder sich einen Vorleser zu halten. Er war zu sehr daran gewöhnt, um es gänzlich zu verlassen, und nicht reich genug, um sich einen Gehülfen anzunehmen. Der Präsident Heinrich de Memes both ihm also,

da er davon benachrichtigt ward, eine Pension von zwey tausend Livres an, wenn er ihm seine Collectaneen und Anmerkungen mittheilen wollte. Dieser Gelehrte gab zwar nicht gern etwas aus seiner Sammlung weg; aber die Umstände, in denen er sich befand, nöthigten ihn das Anerbiethen anzunehmen.

Isaac la Peyrere,

geb. zu Bourdeaux = = = gest. 1677.

I.

Der durch sein Buch von den Präadamiten so bekannte Peyrerius, las eines Tages das fünfte Kapitel der Epistel an die Römer, und kam durch den 12, 13 und 14ten Vers auf die Gedanken, daß es vor Adam schon Menschen auf der Welt gegeben habe. Diese lächerliche Meynung setzte er sich von der Zeit an so fest in den Kopf, daß man ihn nie davon wieder abbringen konnte. Er begleitete den großen Conde nach Flandern, und da war es auch, wo er sein Werk heraus gab. Er ward daselbst arretirt, zu der Zeit, da er noch ein Hugenot war. Man wollte ihn zur Veränderung der Religion bereden, und der Prinz bediente sich zu dieser Absicht eines Jesuiten, seines Beichtvaters, der den Peyrerius, seine Religion ausgenommen, sehr liebte. Man fieng demnach

an, an der Maschine des Präadamisten zu rütteln: man arretirte ihn, und stellte ihm die gefährlichen Folgen seines Buchs vor, wenn er die Religion nicht ändern wolle. Der gute Mann, der in dieser Sache nicht sehr halsstarrig war, gab bald nach, und der Prinz gab ihm so viel, als er brauchte, nach Rom zu gehen, und seine Absolution zu holen.

II.

Als das Buch von den Präadamiten heraus kam, ward es verdammt, von den Händen des Scharfrichters verbrannt zu werden. Menage bat den Autor, der sein guter Freund war, es ihm zu schicken, ehe es ins Licht gesetzt würde. Er verstand diesen Scherz, und schickte es ihm mit dem Vers des Ovidius, wo er nur das Wort urbem in ignem verwandelte:

Parve, nec invideo, sine me, liber ibis in ignem.

III.

Peyrerius hatte eine Geschichte von Grönland geschrieben, die sehr geschätzt wird. Man fragte ihn einsmals, warum es so viel Hexenmeister in Norden gäbe? Weil die Güter, antwortete er, dieser eingebildeten Hexenmeister, die man alle verbrennt, zum Theil ihren Richtern anheim fallen.

IV.

Peyrerius begab sich in das Seminarium des Vertus, bey Paris, welches unter den Patern des Oratorii steht. „Ich habe gehört, sagt Simon, „daß

„daß ihn, als er in den letzten Zügen lag, ein „Priester des Oratorii stark zugesetzt habe, um ihn „zum Widerruf der Präadamiten zu bringen; „aber er wollte sich nicht bereden lassen; und da „er sahe, daß der Geistliche nicht nachließ, ant„wortete er ihm mit den Worten aus der Epistel „Judä: Hi quæcumque ignorant blasphemantur. Diese lästern alles, was sie nicht „verstehen.„

V.

Man machte dem la Peyrere nach seinem Tode folgende Grabschrift:

La Peyrere ici git, ce bon Israelite,
Huguenot, Catholique, enfin Préadamite.
Quatre Religions lui plurent à la fois;
Et son indifférence étoit si peu commune,
Qu'après quatre-vingt ans qu'il eut à faire un choix
Le bon homme partit, & n'en choisit pas une.

„Hier liegt Peyrerius, ein Israelite, Huge„not, Catholicke, und endlich Präadamit. „Von vier Religionen gefielen ihm eine so sehr „als die andere, und seine Gleichgültigkeit war „so sonderbar, daß, nachdem er vier und zwan„zig Jahr Zeit gehabt hatte zu wählen, er aus „der Welt gieng, und keine wählte.„

Johann de Launoi,

geb. in der Diöces Coutance 1603, gest. 1678.

I.

Da Launoi keine Gabe zum predigen und auch nicht zum singen hatte, so wollte er auch nie ein geistliches Amt annehmen: **Ich würde mich**, pflegte er zu sagen, **bey der Kirche gar wohl befinden, aber die Kirche würde sich nicht wohl bey mir befinden.**

II.

Launoi war ein vertrauter Freund des Paters Sirmond, den er beständig zu Rathe zog. Dieser Jesuit sagte daher auch öfters: Wenn mich Launoi was gutes sagen hört, so schreibt er auch gleich ein Buch davon.

III.

Ich hinterbrachte eines Tages dem Launoi, sagt Menagius, daß er alle Jacobiner durch seine Schrift wider den Pater Nicolai vor den Kopf gestoßen habe, und daß sie alle wider ihn schrieben; da gab er mir die boshafte Antwort: Ich fürchte mich mehr vor ihren Federmessern, als vor ihren Federn.

IV.

Als der Bischof zu Boulogne, Billaud, wider den Launoi geschrieben hatte, so setzte dieser über die Antwort, die er ihm entgegen stellte, diese Worte: Jacobus Bilialdus non disponit sermones suos in judicio.

Die Antwort des Cardinals Richelieu, als ihm ein Gelehrter ein Buch überschickte, ist weit besser: Accepi, legi, probavi.

V.

Der Geschichtschreiber von Frankreich, Godefroi, als er am ersten Tage des Jahres sehr früh ausgegangen war, begegnete dem Launoi auf der Straße, da er in die Sorbonne gehen wollte. Guten Morgen, und Glück zum neuen Jahre, sagte er zu ihm, welchen Heiligen werden sie wohl dieß Jahr aus dem Himmel jagen? Launoi, den diese Frage wunderte, antwortete: Ich jage keinen Heiligen aus dem Himmel, den Gott und seine Verdienste hinein gesetzt haben; aber wohl diejenigen, welche die Unwissenheit und der Aberglaube des gemeinen Volkes hinein schleichen lassen, ohne daß sie Gott und die Gelehrten darum fragen.

VI.

Der Pfarrer zu St. Eustachius zu Paris pflegte zu sagen: Wenn ich dem Doctor Launoi begegne, so mache ich ihm allemal eine tiefe Verbeugung, und rede nicht anders, als mit abgenommenen Hute mit ihm, aus Furcht, er möchte mir etwan meinen heil. Eustachius nehmen wollen, der freylich nicht weit her ist.

VII.

Launoi war gar nicht eigennützig, er ward daher auch nicht reich. Sein Testament fieng er mit diesen Worten an: **Ich werde bald fertig seyn, denn ich habe nicht viel.**

Michael de Marolles,

geb. in Touraine 1600, gest. 1681.

I.

Mons. de Lestang, der Verfasser der Regeln, gut zu übersetzen, hatte die guten Exempel alle aus den Werken des d'Ablancourt, oder des Portroyal, die schlechten aber aus den Uebersetzungen des Marolles genommen. Dieser ward sehr aufgebracht, und beschwerte sich darüber allenthalben. Da es nun Lestang für gut befand, sich mit ihm wieder auszusöhnen, so wartete er den Tag ab, an welchem Marolles zur Communion gieng, und trat zu ihm, als er vor dem Altar niederkniete: Mein Herr, sagte er zu ihm, Sie sind böse auf mich, und ich glaube, daß Sie Ursache darzu haben: aber Herr jetzt ist die Zeit der Barmhertzigkeit, und ich bitte Sie um Vergebung. Da Sie es so anfangen, antwortete ihm Marolles, kann ich es Ihnen nicht abschlagen: Gehen Sie, mein Herr, ich vergebe Ihnen. Als aber einige Tage darauf Marolles den Lestang wieder antraf, sagte er zu ihm: Glauben Sie, daß wir schon mit einander richtig sind? Sie haben mir einen Pardon abgezwungen, den ich Ihnen zu geben nicht Willens war. Ey, mein Herr, antwortete ihm Lestang, machen Sie keine Schwierigkeiten mehr; man kann ja wohl einen Particulairpardon geben, wenn man einen Generalpardon nöthig hat.

II. Ma-

II.

Marolles sagte zum Liniere: Meine Verse kosten mich sehr wenig, und Liniere gab zur Antwort: Sie kosten Ihnen so viel nur, als sie werth sind; und der Poet ward darüber nicht böse.

III.

Der Abt Marolles übersetzte die Sinngedichte des Martial, in welchem sehr wenig von dem beissenden des Originals zu finden war. Menage schrieb daher auf sein Exemplar: Epigrammes contre Martial. **Sinngedichte wider den Martial.**

IV.

Marolles bildete sich ein, daß die Menge der schlechten Uebersetzungen, a) die er gemacht hatte, ihn denen gleich stellen könnte, die gute, aber nur wenige gemacht hätten. Gleich als wenn ein Mäurer, der eine große Menge Feueressen gebauet hat, auf eine Stelle unter den geschicktesten Baumeistern Anspruch machen wollte.

a) Er hat den Lucan, Plautus, Terenz, Lucrez, Catull, Virgil, Horaz, Juvenal, Persius, Martial, Aurelius Victor, Athenäus Ammianus Marcellinus, Gregorius von Tours, und noch viel andere Schriftsteller übersetzt.

V.

Der Abt Marolles übersetzte nicht nur Poeten, sondern machte auch selbst Verse. Er beschwert sich über die Ungerechtigkeit seines Jahrhunderts, und sagt, daß er dem undankbaren Publico zum Troz, genau gerechnet, 133 tausend, hundert und und zwanzig Verse gemacht habe.

Olivier Patrû,

geb. zu Paris 1604, gest. 1681.

I.

Als Patrû im Jahr 1640 in die französische Akademie aufgenommen ward, hielt er eine Danksagungsrede, welche der Gesellschaft so wohl gefiel, daß künftig alle, die darinne aufgenommen wurden, eine Rede halten mußten. Dieses war vorher niemals geschehen, ward aber hernach beständig beobachtet. Niemand ist davon ausgenommen gewesen, als Colbert und d'Argenson.

II.

Patrû tadelte eben so strenge, als mit Einsicht. Er stand deßwegen in einem solchen Rufe, daß Despreaux, als ihm Racine einige allzu feine Anmerkungen über seine Werke machte, anstatt des lateinischen Sprichworts, ne sis patruus mihi, zu ihm sagte, ne sis Patru mihi.

III.

Weil Patrû nicht reich war, und es auch niemals ward, so sagte ein gewisser Rath, daß dieser Advocat, der die Sache der Akademie und der französischen Sprache so wohl zu führen wisse, gar nicht geschickt sey, die Sache seines Beutels zu führen.

IV.

Patrû war in die äußerste Dürftigkeit gerathen, und ein unerbittlicher Gläubiger drückte ihn

so

so sehr, daß er alle seine Bücher verkaufen mußte, weil er sonst nichts hatte. Als Despreaux dieses erfuhr, und hörte, daß er seine Bücher um einen ziemlich geringen Preiß weggeben wollte, bot er ihm ein drittheil mehr darauf. Das Geld ward bezahlt, und eine Bedingung hinzu gesetzt, die Patrû nicht vermuthet hatte; daß er nemlich seine Bücher nach wie vor behalten solle, und sie nur dem Despreaux zufallen sollten, wenn Patrû eher mit Tode abgienge.

V.

Patrû warf dem Despreaux vor, daß er ein wenig nachläßig sey, wenn er in Prosa schriebe, weil ihm immer einige Verse mit unter entwischten. Glauben Sie denn, sagte der Poet zu ihm, daß Sie nie in diesen Fehler fallen? Nein, antwortete Patrû. Despreaux nahm hierauf die Reden seines Freundes, und fand so gleich beym Aufschlagen folgenden Vers:

Onzieme Plaidoyer pour un jeune Allemand.

„Eilfte Rede, für einen jungen Deutschen.„

VI.

Als Conrart, den man für den Stifter der französischen Akademie halten kann, gestorben war, suchte einer von den vornehmsten Herrn am Hofe, der aber nicht viel studirt hatte, seinen erledigten Platz. Die Akademie sahe sich in gleicher Verlegenheit, sie mochte ihm denselben geben oder abschlagen wollen. Patrû eröfnete bey dieser Gelegenheit die Versammlung durch folgende Anrede:

„Meine

„Meine Herren, sagte er, ein alter Grieche hatte „eine vortreffliche Leyer; es riß auf derselben eine „Sayte, und anstatt eine Darmsäyte aufzuziehen, „zog er eine silberne darauf; die Leyer verlor, mit „einer silbernen Säyte bezogen, ihren Klang.„

VII.

Liniere sah den Patrü und Chapelain mit einander spazieren gehen, und sagte zu denen, die bey ihm waren: „Seht doch, ein armer a) und ein „armseliger Autor gehen da mit einander.„

a) Voilà un pauvre Auteur & un Auteur pauvre. Wer einmal in die französische Grammatik geguckt hat, der wird wohl wissen, wo der Unterschied steckt. Im Deutschen lassen sich diese artigen Tändeleyen nicht nachmachen.

VIII.

Bossuet besuchte den Patrü auf dem Sterbebette, und sagte zu ihm: Mein Herr, man hat Sie bisher für einen Religionsverächter (esprit fort) gehalten; suchen Sie nun durch ein aufrichtiges Geständniß, und durch andächtige Reden, die Welt eines bessern zu belehren. „Es schickt „sich besser, antwortete Patrü, daß ich schweige; „was man in diesen letzten Augenblicken redet, „geschieht entweder aus Schwachheit, oder aus „Eitelkeit.„

Carl

Carl le Cointe,
Priester des Oratorii,
geb. zu Troyes 1611, gest. 1681.

I.

Der Pater Bourgoin, General des Oratorii, achtete nur diejenigen, die sich auf die Theologie, oder aufs Predigen legten, und war hingegen wider die eingenommen, welche aus der Historie ihr Werk machten. Dieses Vorurtheil gieng so weit, daß, wenn er iemand einen Ignoranten schelten wollte, er ihn einen Historicum nannte. Mit gleichem Vorurtheile sah er den Pater le Cointe für einen seiner Gesellschaft unnützen Mann an, und gab ihn der Frau de Servien zum Haushofmeister, als sie mit ihrem Gemahl, der französischer Gevollmächtigter bey dem westphälischen Frieden war, nach Münster gieng.

II.

Als der Pater Simon dem Pater le Cointe vorstellte, daß sich alle Leser über die Weitläuftigkeit seiner Jahrbücher der Kirche in Frankreich beschwerten, gab dieser sehr offenherzig zur Antwort, daß er es gar wohl wisse; daß er aber besorge, die Pension, die ihm der Hof gab, möchte mit seinem Werke zugleich aufhören. Sie wissen, setzte er hinzu, was Biron zu seinem Sohne sagte: Wenn wir nichts mehr werden zu thun haben, so werden wir Kohl und Kraut pflanzen müssen.

III. Dom

III.

Dom Mabillon bat eines Tages den Pater le Cointe, daß er, nebst andern geschickten Leuten, dem Examen gewisser Cartheuser zu St. Germain des Prez mit beywohnen möchte. Er entschuldigte sich aber, und sagte hernach zu einem seiner Freunde, daß, wenn man in diese Abtey käme, die Mönche ihren Gästen so wacker zutränken, und sie auf eine so höfliche Art nöthigten, daß man ihnen nichts abschlagen könnte.

Carl Cotin,

geb. zu Paris = = gest. 1682.

I.

Der Abt Cotin, dem sein Vermögen nichts als Processe und Verdruß zuzog, ward darüber verdrüßlich, und schenkte es einem seiner Freunde, der ihm Zeitlebens so viel zu geben versprach, als er bedürfte. Seine Anverwandten kamen so gleich mit einer Bittschrift ein, und verlangten, daß ihm ein Vormund gesetzt würde, weil sie meynten, daß ein Mensch keine größere Thorheit begehen könnte, als sein Vermögen wegzuschenken. Der Abt Cotin gieng also vor die Richter; aber anstatt sich zu vertheidigen, bat er sie nur, in einige seiner Predigten zu kommen, und ihm alsdann einen Vormund zu setzen, wenn sie glaubten, daß er einen nöthig habe. Die Richter ließen sich dieses gefallen,

und fanden seine Predigten so vernünftig und schön, daß sie über die Unverschämtheit seiner Anverwandten erbittert, dieselben zu Bezahlung der Unkosten und einer Geldbuße verurtheilten.

II.

Der Präsident Lamoignon wollte eine Schrift, die der Abt Cotin wider den Despreaux verfertigt hatte, nicht lesen, und sagte im Scherz, daß Despreaux diese Schrift selber aufgesetzt habe, um den Abt lächerlich zu machen.

III.

Bayle bringt in seinen Briefen eine ziemlich kurzweilige Frage auf das Tapet. Er möchte gern wissen, sagt er, wie sich Despreaux, wenn er an die Stelle des Abts Cotin in die Akademie wäre aufgenommen worden, in Ansehung der Lobrede, die er seinem Vorgänger, nach den Statuten der Akademie hätte halten müssen, würde verhalten haben. Montchesnai meldete diese Sache dem Despreaux, welcher ihm darauf antwortete, daß es zwar eine kützliche Sache für ihn würde gewesen seyn, daß er sich aber die Schlupfwinkel der Oratorie schon so habe zu Nutze machen wollen, um sich aus einer so bedenklichen Sache heraus zu helfen. Mit der Rhetorik kann man alles ausrichten, sagte er; ein guter Redner ist wie ein Marktschreyer, der zu rechter Zeit Balsam in die Wunden zu gießen weiß.

Maria Catharina Desjardins, oder Madame de Villedieu, geb. zu Alenson 1640, gest. 1683.

I.

Der Frau de Villedieu hat man es zuzuschreiben, daß sich der Geschmack an langen Romanen verlohren hat. Ihre kleinen Erzählungen sind mit einer leichten und muntern Art geschrieben. Wenig Personen haben es ihr nachthun können.

Franz Eudes de Mezerai, geb. in Niedernormandie 1610, gest. 1683.

I.

Die Freyheiten, die sich Mezerai in seinen Geschichtbeschreibungen erlaubte, brachten ihn um eine Pension von viertausend Livres, die ihn der Hof bisher bezahlt hatte. Mezerai hörte von der Zeit an auf mit schreiben; und daß man die Ursache davon wissen möchte, legte er die letzte Besoldung, die er als Geschichtschreiber erhalten hatte, in ein besonderes Käßchen, und schrieb auf ein Zettelchen darzu: Das ist das letzte Geld, das ich von dem Könige erhalten habe; er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich will ferner nichts mehr von ihm, weder Gutes noch Böses sagen.

II. Me-

II.

Mezerai zeigt in allen seinen Werken einen großen Haß gegen die Finanzpachter. Er pflegte öfters zu sagen, daß er zween goldne Thaler, mit dem Gepräge **Ludewigs** XII, den man den Vater des Vaterlandes nannte, aufhübe, die er anwenden wollte, wenn einer von ihnen sollte gehangen werden; da er denn für den einen sich einen Platz an der Gerichtsstädte dingen, den andern aber während der Execution vertrinken wolle. Er setzte auch, als er an dem Wörterbuche der Akademie mit arbeiten half, zu dem Worte comptable, diese Redensart hinzu: tout comptable est pendable, welches die andern Akademisten nicht wollten stehen lassen, so daß er es endlich wegstreichen mußte; doch schrieb er auf dem Rande seines Manuscripts hinzu: Rayé quoique veritable.

III.

Mezerai warf stets eine schwarze Kugel in das Becken, wenn man die Stimmen zur Besetzung eines erledigten Platzes bey der Akademie sammlete. Man wußte lange Zeit nicht, von wem es herrühre. Endlich rieth man auf den Mezerai, und befand die Sache wahr. Man fragte ihn um die Ursache, dieser so sonderbaren Aufführung; und er antwortete, daß es blos geschähe, um der Nachkommenschaft ein Denkmaal der Freyheit, die die Akademie bey ihren Wahlen beobachtet hätte, zu hinterlassen.

IV.

Mezerai war in Ansehung seiner so nachläßig, daß man ihn eher für einen Bettler, als für das, was er wirklich war, gehalten hätte. Es begegnete ihm daher, daß ihn einmal die Bettelvögte anhielten. Dieser Irrthum verdroß ihn keinesweges; denn er hatte immer sein Vergnügen an außerordentlichen Zufällen. Er sagte zu ihnen, daß es ihm zu sauer würde, zu Fuße mit ihnen zu gehen; wenn sie aber warten wollten, bis man ein neues Rad an seine Karosse gemacht hätte, so wolle er ihnen Gesellschaft leisten, wohin es sie belieben würde.

V.

Mezerai hatte einen Bruder, den Pater Eudes, der wegen seiner Frömmigkeit besonders berühmt war. Diesen beredete er, daß er in einer Predigt, die er vor der Königinn Mutter, der Regentinn des Reichs, zu halten hatte, die kützlichsten Materien der Regierung abhandeln sollte. Er selbst verkroch sich, während der Predigt, in einen Winkel der Kirche, und lachte herzlich über die Verwegenheit seines Bruders, der jenen **verdammten Blutygeln**, die jenseits der **Gebürge hergekommen wären**, die Gerichte Gottes und die Strafen der Hölle androhete; ja er warf ihm noch vor, als sie aus der Kirche giengen, daß er nicht genug gesagt hätte.

VI.

Eins von den lächerlichen Stücken des Mezerai war, daß er nicht anders als bey Lichte arbeitete, selbst an den hellesten Tagen mitten im Sommer; gleich als ob er keine Sonne in der Welt zu seyn geglaubt hätte. Er begleitete auch allemal die, die ihn besuchten, mit dem Licht in der Hand bis an die Hausthüre.

VII.

Von allen Thorheiten, auf welche Mezerai verfiel, schadete ihm keine mehr, als die Freundschaft gegen einen Gastwirth, le Faucheur genannt, zu la Chapelle, einem kleinen Flecken auf dem Wege nach St. Denis, zu welchen ihn einige gute Freunde eines Tages mitgenommen hatten. Die Dreustigkeit dieses Mannes, und seine Gespräche, gefielen ihm so wohl, daß er ganze Tage bey ihm zubrachte, man mochte ihm auch darüber sagen, was man wollte. Er setzte ihn so gar bey seinem Tode zum allgemeinen Legatarius ein, und ließ nur seine Patrimonialgüter, welche nicht viel bedeuteten, seiner Familie.

VIII.

Mezerai that sein ganzes Leben hindurch, als wenn er an allem zweifelte, welches ihm aber nicht so ums Herz war, wie man in seiner letzten Krankheit sehen konnte. Denn nachdem er seine Freunde, die am öftersten seine freyen Urtheile über Sachen, die Religion betreffend, gehört hatten,

zu sich hatte rufen lassen, that er ihnen eine Art von Abbitte, und bat sie, das zu vergessen, was er dem zuwider ehemals könne gesagt haben. Sie sollten, setzte er hinzu, dem sterbenden Mezerai mehr Glauben beymessen, als dem gesunden.

IX.

Als der Cardinal Mazarin eines Tages in dem Leben Ludewigs XI. gelesen hatte, daß dieser Prinz ein schlechter Sohn, ein schlechter Vater, ein schlechter Freund und Ehegemahl gewesen sey, sagte er zu dem Geschichtschreiber: Mein Herr, Sie begegnen einem unserer Könige, Ludewig XI, sehr übel. Monseigneur, antwortete ihm Mezerai, als Schriftsteller bin ich ein Herold der Wahrheit.

X.

Mezerai fragte eines Tages den Pater Petau, den man in allen Theilen der Gelehrsamkeit für ein Orakel hielt, was er von der neuen Geschichte von Frankreich gedächte? Dieser gab ihm die unhöfliche Antwort, daß er tausend grobe Schnitzer darinne gefunden habe. Ein anderer, als Mezerai, würde darüber empfindlich geworden seyn; aber er lachte nur, und sagte in einem spöttischen Tone: Ich bin weit scharfsichtiger, als Sie; denn ich habe zweytausend darinne gefunden.

Peter Corneille,

geb. zu Rouen 1606, gest. 1684.

I.

Corneille hatte sich der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet; aber eine unvermuthete Gelegenheit erweckte in ihm ein ganz verschiedenes Genie; und zwar die Liebe war es, die ihn darzu brachte. Einer von seinen Freunden, der sich in ein gewisses Frauenzimmer zu Rouen verliebt hatte, nahm ihn mit zu derselben, und der neue Ankömmling gefiel dem Frauenzimmer besser, als der, der ihn mitgebracht hatte. Diese Begebenheit erweckte bey dem Corneille ein Talent, das er bisher gar nicht gekannt hatte; er verfertigte über diese Materie eine Comödie.

II.

Corneille ist der Autor von dem Stück, das den Titel führt: **Die verlohrne und wiedergefundene Gelegenheit.** Da dieses Stück dem Kanzler Seguier in die Hände fiel, ließ er den Corneille zu sich kommen, und sagte zu ihm, daß er damit ein groß Aergerniß gegeben, und den Verdacht wider sich erregt habe, daß er ein lüderlicher Mensch sey; er solle ihm nun das Gegentheil davon zeigen, und mit ihm zur Beichte gehen. Er bestimmte ihn darauf den Tag, wenn es geschehen sollte. Corneille stellte sich ein.

Der Pater Paulin vom Franciscanerorden, gab ihm zur Buße auf, ein Stück von der Nachfolge Christi in Verse zu übersetzen. Charpentier giebt dieser Uebersetzung diesen Ursprung; die meisten andern Schriftsteller geben ihr einen andern.

III.

Corneille verheyrathete sich auf eine sehr sonderbare Art. Er erschien eines Tages vor dem Cardinal Richelieu voller Gedanken, mehr als gewöhnlich, und der Cardinal fragte ihn, ob er denn beständig arbeite? Er antwortete ihm aber, daß er weit von der zur Arbeit nöthigen Ruhe entfernt sey, und daß ihm die Liebe den Kopf wüste mache. Er mußte sich hierauf deutlicher erklären, und sagte zum Cardinal, daß er sich in eine Tochter des Generallieutenants d'Andely verliebt habe, die ihm aber der Vater nicht geben wolle. Der Cardinal ließ hierauf diesen harten Vater zu sich nach Paris kommen. Dieser kam mit Zittern und Zagen, über den unerwarteten Befehl, und gieng sehr vergnügt wieder fort, da es weiter nichts betraf, als seine Tochter einem Manne zu geben, der in solchem Ansehen stand.

Die Hochzeit war zu Rouen, und Corneille ward in der ersten Nacht so krank, daß man ihn in Paris schon tod gesagt hatte. Man hat geglaubt, daß Menagius dieses Gerücht verbreitet habe, damit er alles, was er aus den Alten, über den Tod eines großen Poeten, zusammen getragen

hatte, in sein Epitaphium zusammen bringen könne.

IV.

Der Abt d'Aubignac berichtet, daß Corneille einer seiner Tragödien dem Colletet vorgelesen habe. Dieser, so ein schlechter Poet er auch war, verwarf viele Verse als hart, dunkel und übel construirt. Corneille räumte es ihm ein, ohne daß er die getadelten Verse verbesserte, weil sie, wie er sagte, den andern gleich bezahlt würden.

V.

Corneille las seine Verse allemal schlecht. Er warf eines Tages dem Bois-Robert vor, daß er auf dem Theater von einem seiner Stücke schlecht gesprochen habe. Wie kann ich, antwortete ihm Bois-Robert, von ihren Versen auf dem Theater schlecht sprechen, da ich sie vortrefflich finde, wenn sie mir dieselben schlecht vorlesen.

VI.

Corneille hatte im Umgange etwas schwerfälliges und unangenehmes; weßwegen eine große Prinzeßinn, die gern mit ihm hatte sprechen wollen, sagte, daß man ihn nirgends anders, als im Hotel de Bourgogne hören müsse.

VII.

Corneille sprach wenig, selbst über Materien, die er vollkommen verstand, und wenn man ihm vorwarf, daß er in Gesellschaft ein wenig zu träge

sey, antwortete er insgemein: Ich bin deßwegen nicht weniger Peter Corneille.

VIII.

Dieser große Poet genoß die vorzüglichste Ehre. Er hatte seinen besondern Platz auf dem Theater. Wenn er kam, standen alle aus Hochachtung auf, und das Parterre klatschte in die Hände.

IX.

Ein Hofmeister von einer gewissen Gattung, der mit zween jungen Herren von Adel nach Paris gekommen war, schrieb an den Vater derselben: Ich lasse ihre Söhne den Moliere lesen, weil er sehr spashaft ist; ich habe ihnen aber gerathen, den Corneille und Racine nicht zu lesen, sondern dafür die Comödien des Gherardi zu erwählen, und dieses ihrer trefflichen Moral wegen.

X.

Das Symbolum des Corneille war: Et mihi res, non me rebus submittere conor.

XI.

Nie ist ein Stück mit so allgemeinem Beyfall aufgenommen worden, als der Cid. Ich erinnere mich, sagt der Herr von Fontenelle, in meinem Leben einen Officier und einen Mathematiker gefunden zu haben, die von allen Comödien in der Welt weiter keine als den Cid kannten. Die große Unwissenheit, in der sie lebten, hatte ihnen doch nicht den Namen eines Cid ganz ver-

verbergen können. Corneille hatte von diesem Stück Uebersetzungen in allen europäischen Sprachen, die sclavonische und türkische ausgenommen. Man ließ es von den Kindern auswendig lernen, und in verschiedenen Provinzen sagte man Sprichwortsweise: **Das ist schön, wie der Cid.** Der Cardinal Richelieu wollte gern für den Verfasser dieses Stücks gehalten seyn; aber Corneille, der die Ehre mehr als das Geld liebte, räumte es ihm nicht ein. Der Minister ließ sich darauf einfallen, es von der Akademie untersuchen zu lassen. Alle Critiken, die man darüber gemacht hat, sagen, daß darinne wider alle Regeln des Theaters verstoßen sey. Die Vertheidiger des Corneille räumen dieses ein; sie ziehen aber eben daher einen Beweiß wider alle seine Tadler. Dieses Stück, sagen sie, ist seiner großen Fehler ungeachtet, dennoch seit einem ganzen Jahrhunderte beständig auf unserm Schauplatze geblieben; es muß demnach Schönheiten haben, die alles das übertreffen, was bisher zum Vorschein gekommen ist.

XII.

Als Corneille die **Horazier** heraus gab, lief ein Gerücht, daß man ebenfalls dieses Stück untersuchen, und ein Urtheil darüber fällen würde. Horazius, sagte der Verfasser, ward von den Duumvirn verurtheilt; aber von dem Volke losgesprochen.

XIII.

Mademoiselle Duclos spielte die Rolle der Camille mit großem Beyfall. Eines Tages, als sie ihre Verwünschungen gegen das siegende Rom ausgesprochen, und mit Ungestüm vom Theater abgieng, verwickelte sie sich in der Schleppe des Rocks, und fiel. Der Acteur, der viel höflicher war, als es sich zu der Wuth des, durch die anzüglichen Reden seiner Schwester beleidigten Horaz schickte, nahm mit einer Hand seinen Hut ab, und half ihr mit der andern wieder auf, um sie mit einer affectirten Artigkeit zwischen die Scenen zu führen, wo er seinen Hut wieder aufsetzte, seinen Degen zog, und sie in der Wuth zu erstechen scheinen wollte. Baron, sagt der Abt Nadal, der diese Anecdote erzählt, würde nicht in den Fehler des Beaubourg verfallen seyn; er würde als ein großer Acteur, den Umstand genutzt, und sie selbst im Falle erstochen haben. Das sonderbare des Zufalls hätte vielleicht das grausame der Handlung, und den Fehler des Poeten zugleich verbessert.

XIV.

Die Tragödie *Cinna*, hatte auf das Herz Ludewigs XIV. einen Eindruck gemacht, der dem Poeten sehr zur Ehre gereicht. Man weiß, daß der Ritter de Rohan sich wider den Staat verschworen hatte, und daß ihm der König keine Gnade wollte wiederfahren lassen. Dieser große Prinz sahe den Tag vorher, an welchen das Urtheil

an dem Ritter vollzogen werden sollte, den Cinna vorstellen, und ward so gerührt, daß er gestand, man hätte alles für den Verurtheilten bey ihm erhalten können, wenn man sich diesen Augenblick zu Nütze gemacht und für ihn gebeten hätte.

Corneille wollte seinen Cinna dem Cardinal Mazarin zueignen; da er aber erfuhr, daß ihm dieser Minister nichts dafür geben würde, so schrieb er denselben dem Herrn von Montoron zu, von welchem er tausend Pistolen erhielt. Man hat nach der Zeit immer die gewinnsüchtigen Zueignungsschriften Briefe auf montoronische Art, (épitres à la Montoron,) genannt.

XV.

Ehe man den **Polieuct** spielte, las ihn Corneille im Hotel de Rambouillet ab, welches damals der Obergerichtshof, in Dingen die den Witz betrafen, war. Das Stück ward daselbst so gerühmt, als es der Wohlstand, und der große Name, den sich der Verfasser schon gemacht hatte, verlangten. Aber einige Tage darnach kam Voitüre zum Corneille, und suchte ihm auf eine feine Art beyzubringen, daß Polieuct den erwünschten Beyfall nicht gehabt, und daß besonders das Christenthum darinne mißfallen habe. Corneille, der darüber unruhig ward, wollte das Stück gern von den Comödianten wieder zurück haben, die es schon auswendig lernten; endlich aber ließ er es ihnen auf Zureden eines Comödianten, der darinne nicht mitspielte.

XVI. Die

XVI.

Die Dauphine bewunderte den Charakter der Pauline im Polieuct, und sagte: Man sehe doch! ist das nicht die ehrlichste Frau von der Welt, die ihren Mann nicht im geringsten lieb hat?

XVII.

Kurze Zeit nach dem Polieuct, ließ la Serre, der durch die Satyren des Boileau so bekannt geworden, seine Tragödie, **Thomas Morus**, vorstellen. Man schwitzte dabey, sagt la Serre, mitten im December, und vier Thürsteher wurden erdrückt, als sie das erste mal gespielt ward. Das kann man ein gutes Stück nennen. Corneille kann mir nicht so nachdrückliche Beweise von der Vortrefflichkeit seiner Stücke anführen; und ich will ihm den Vorzug gern lassen, wenn er fünf Thürsteher anführen wird, die in einem Tage ums Leben gekommen sind.

Dieses ist eben der la Serre, der, als er eines Tages mit in den Unterredungen war, die Richelieu über die Beredsamkeit hielt, den Cardinal umarmte, und zu ihm sagte: Ach, mein Herr, ich gestehe es, daß ich seit zwanzig Jahren Galimathias genug vorgebracht habe; aber Sie haben iezt in einer Stunde mehr dergleichen gesprochen, als ich die ganze Zeit meines Lebens geschrieben habe.

XVIII.

Die sinnreichste Critik, die über den **Pompejus** ist gemacht worden, rührt von einer Dame her,

her, welche sagte, daß ihr das Stück schön vorkäme, und daß sie nur eins daran auszusetzen hätte, daß nemlich zu viel Helden darinne wären. Dieser sonderbare Ausdruck begreift einen sehr feinen Gedanken. Sie verstand unter Helden, die Personen, die ihre Bewunderung und Mitleiden erregten. Da nun die Bewegung, die sie für einen so wohl, als für den andern empfand, weder so bestimmt, noch so stark, als sie es gern gesehen hätte, war, so wußte sie nicht, wessen Parthey sie ergreifen sollte.

XIX.

Corneille schreibt an einem Orte, daß, wenn man das schönste von seinen Stücken haben wolle, man unter der **Rodogüne** und dem **Cinna** wählen müsse. Die mit ihm weiter davon gesprochen haben, konnten leicht errathen, daß er selbst für Rodogüne eingenommen war.

XX.

Der Abt Pelegrin sagte, daß **Heraclius** alle Tragödienschreiber zur Verzweiflung bringen müßte; und Boileau nannte diese Tragödie ein Räthsel (Logogriphe.)

XXI.

Der Herr von Türenne sahe den **Sertorius** vorstellen, und rief bey zwey bis drey Stellen aus: Wo hat denn Corneille die Kriegskunst gelernt?

XXII. Der

XXII.

Der Marschall von Grammont sagt bey Gelegenheit des Otto, daß Corneille das Handbuch der Könige seyn sollte. Und der Herr von Louvois sagt, daß das Parterre von lauter Staatsministern erfüllt seyn müsse, wenn dieses Stück beurtheilt werden solle.

XXIII.

Corneille hatte Ursache, mit dem Cardinal Richelieu zufrieden zu seyn, und auch sich über ihn zu beschweren. Er machte daher bey dem Tode dieses Ministers Verse, in welchen er ihn theils als seinen Feind, theils als seinen Wohlthäter betrachtet:

Qu' on parle bien ou mal du fameux Cardinal,
Ma prose ni mes vers n' en diront jamais rien;
Il m' a fait trop de bien pour en dire du mal;
Il m' a fait trop de mal pour en dire du bien.

„Man mag gutes oder böses von dem berühmten Cardinal sprechen, meine Prosa und „meine Verse sollen nie etwas davon sagen. „Er hat mir zu viel gutes gethan, um böses „von ihm zu reden; er hat mir aber auch zu „viel böses gethan, um gutes von ihm zu „sprechen.„

XXIV.

Wer wird es wagen dürfen, uns an unsern Alter zu erinnern? Corneille, ganz mit Lorbern be-

bedeckt, wollte doch nicht glauben, daß es Zeit sey, aufzuhören, und nahm die zween Verse in dem Lehrgedichte von der Poesie, sehr übel auf:

> Que Corneille pour lui ranimant son audace;
> Soit encore le Corneille & du Cid & d'Horace.

„Corneille nehme seine ganze Kühnheit zu„sammen, und sey noch einmal der Corneille „des Cid und der Horazier.„

Bin ich es denn nicht immer? sagte er.

Fünf oder sechs Jahr vor seinem Tode, sagte Corneille zum Chevreau: Ich habe vom Theater Abschied genommen, und meine Poesie ist mit meinen Zähnen verlohren gegangen.

XXV.

Wenn ein Mitglied der Akademie stirbt, so wird ihm auf Kosten des gegenwärtigen Directors und Kanzlers ein Leichenbegängniß gehalten. Als demnach Corneille in der Nacht zwischen dem letzten September und ersten October gestorben war, stritten sich der Abt Lavau und Racine um die Ehre, ihm dieses Leichenbegängniß zu halten. Ich war noch Director, als Corneille starb, sagte der Abt Lavau; und ich, sagte Racine, bin an dem Tage seines Absterbens zum Director ernannt worden, ehe noch das Begängniß hat können angestellt werden. Die Sache ward endlich zum Vortheil des Abts Lavau entschieden, und Benserade nahm daher zu dem zweydeutigen Gedanken

Gele-

Gelegenheit: **Wenn einer von uns**, sagte er zu dem Racine, **den Corneille zu begraben** a) **Anspruch machen konnte, so waren Sie es, mein Herr; Sie haben es unterdessen doch nicht gethan.**

a) d'enterrer steht im Französischen, welches nicht allein begraben, zur Erde bestatten, sondern auch zu Boden schlagen, vertilgen, heißen kann.

XXVI.

Der Herzog von Bourgogne sagte, daß Corneille mehr ein Mann **von Genie**, und Racine mehr ein Mann **von Verstande** sey.

XXVII.

Corneille ist unter unsern Poeten fast der einzige, dem die Engländer Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie halten den Moliere, Lafontaine, Racine, Despreaux, Rousseau, mehr für große Schriftsteller, als für große Poeten. Corneille allein scheint ihnen die eigenthümliche Sprache der Götter zu reden. Unsere Engländer, sagte ein gewisser Lord, sind eben so schlechte Staatsmänner, als die Franzosen schlechte Poeten sind. Wir im Gegentheil bedienen uns gegen die Engeländer des Ausdrucks vom Petronius: Ihr redet mehr die Sprache der Poeten, als der Menschen. Plus poetice, quam humane locutus es. Wir sagen von ihnen insbesondere, was der Herzog von Buckingham von allen Poeten überhaupt sagt:

Pour un seul d'inspiré dix seront possédés.

„Gegen einen Begeisterten, giebt es zehn Besessene.„

Claudius

Claudius Emanuel Lullier,

mit dem Zunamen

Chapelle,

geb. zu Paris 1621, gest. 1686.

I.

Chapelle war der angenehmste und wollüstigste Mensch seiner Zeit. Als er eines Tages bey einem seiner Freunde zu Paris speisete, kam ein gewisser Herr vom Hofe als sie eben an der Tafel saßen, und drängte sich ohne viel Umstände neben dem Chapelle ein. Nachdem dieser Herr einige Neuigkeiten erzählt hatte, kam er auf die Poeten zu reden, die die Dreustigkeit hätten, allerhand Liederchen wider Personen von Stande zu verfertigen, und sagte darbey, daß er ihnen, wenn er sie kennen sollte, gern selbst ein paar Dutzend Stockschläge geben möchte. Chapelle, der dieses Gespräch überdrüßig ward, und überdieß gar nicht bequem am Tische saß, stand auf, trat vor ihn hin, und sagte: Schlagen Sie zu, und hernach gehen Sie ihrer Wege. Der Ton, mit welchem Chapelle diese Worte sprach, machte dem Herrn den ganzen Nachdruck derselben fühlbar, so daß er ihm mit besonderer Achtung begegnete, und ihm an der Tafel weniger beschwerlich zu seyn suchte.

II.

Als eines Tages Chapelle in einer zahlreichen Gesellschaft bey dem Marquis de Marsilli speiste, und zur Aufwartung weiter kein Bedienter da war, als ein einziger Page, verdroß es ihn, daß ihm nicht so oft eingeschenkt ward, als er es sonst gewohnt war. Die Geduld riß endlich bey ihm aus: Ey! mein lieber Marquis, sagte er, nehmen Sie doch mich zu ihren Pagen an.

III.

Despreaux, der ein guter Freund des Chapelle war, begegnete ihm einsmals, und hielt ihm die allzu große Neigung zum Weine vor, wodurch er sich Schaden thäte. Es schien, als ob diese Rede Eindruck beym Chapelle machte; er dankte ihm für die gute Vermahnung. Aber zum Unglück war gegen über ein Weinhaus, und Chapelle bat den Despreaux mit dahin zu gehen, um sich da nieder zu setzen, und ihr angefangenes Gespräch mit mehr Bequemlichkeit fort zu setzen. Despreaux konnte eine ausführlichere Unterredung nicht abschlagen. Nun mußte man doch wohl in einem Weinhause auch eine Flasche Wein fodern. Man foderte also eine, und hernach noch viele hinter einander. Mit einem Worte, diese beyden Herren, von denen der eine beständig predigte, und der andere zuhörte, betrunken sich so sehr, daß man sie nach Hause tragen mußte.

IV.

Chapelle hatte sich in die Mademoiselle Chouars verliebt, die Verstand, Gelehrsamkeit, und guten Wein hatte; er speiste daher öfters bey ihr. Nachdem einmal die Abendmahlzeit lange gedauert hatte, und die Kammerfrau endlich den Tisch abzudecken in den Saal kam, fand sie ihre Fräulein in Thränen, und den Chapelle äußerst niedergeschlagen. Sie war neugierig, die Ursach davon zu wissen, und Chapelle sagte ihr, daß sie mit einander den Tod des Poeten Pindarus beweineten, welchen die Aerzte durch ungeschickte Arzeneymittel ums Leben gebracht hätten. Er fieng hierauf an, die vortrefflichen Eigenschaften des Pindarus her zu erzählen, und dieses mit so einer nachdrücklichen Art, daß die Kammerfrau vergaß, was sie im Saale zu thun hatte, und mit ihnen um die Wette weinte.

V.

Der Herzog von Brissac, der einige Zeit auf seinen Landgütern zubringen wollte, beredete den Chapelle, daß er mit ihm gieng. Sie kamen den vierten Tag gegen Mittag zu Angers an, und wollten den Tag über da bleiben. Chapelle hatte in dieser Stadt einen Canonicus zum Freunde, bey welchen er eine gute Mittagsmahlzeit fand, und sich lange aufhielt. Den folgenden Tag, als der Herzog wieder in den Wagen steigen, und seine Reise fortsetzen wollte, sagte ihm Chapelle, daß er ihn nicht weiter begleiten könne, indem er

einen alten Plutarch auf dem Tische seines Freundes gefunden habe, in welchem er beym Aufschlagen die Worte gefunden hätte: **Wer sich um die Großen aufhält, wird ein Sclave.** Der Herzog von Brissac mochte ihm sagen, wie er wollte, daß er ihn als seinen Freund betrachte, und daß er alles haben solle, was er verlangte, so konnte er doch keine andere Antwort von ihm erhalten, als daß die Schuld nicht an ihm läge, sondern Plutarch habe es gesagt. Er verließ also den Herzog, und kam wieder nach Paris zurück.

VI.

Als Chapelle bey dem Moliere zu Auteuil gewesen war, und da nach seiner Gewohnheit tapfer getrunken hatte, gerieth er auf der Rückreise mit seinem Bedienten, Godemer genannt, den er dreyssig Jahr gehabt hatte, in einen Streit. Dieser alte Diener hatte die Erlaubniß, sich neben seinen Herrn in die Kutsche zu setzen. Dem Chapelle aber fiel es ein, als sie von Auteuil wegfuhren, ihm diese Erlaubniß zu nehmen, und ihn hinten auf die Kutsche zu stellen. Godemer, der seinen Herrn schon kannte, wenn er Wein im Kopfe hatte, ließ sichs nicht sehr angelegen seyn, dem Befehle nachzukommen. Dieser geräth in Zorn, der andere lacht, und schon hatten sie einander bey den Köpfen. Der Kutscher steigt von seinem Bocke ab, um sie aus einander zu bringen. Moliere sahe aus seinem Fenster diese Schlägerey. Er glaubte, daß die Bedienten des Chapelle ihn ermorde-

mordeten, und lief so geschwind, als er konnte. Ach, Moliere! sagte Chapelle, weil Sie da sind, sagen Sie, ob ich Unrecht habe? der Schurke, Godemer, hat sich da in meine Kutsche gestreckt, gleich als ob es einem Bedienten gehöre, eben so eine Figur, wie ich, zu machen. Sie wissen nicht, was Sie reden, antwortete Godemer. Der Herr weiß, daß ich seit dreyßig Jahren die Erlaubniß habe, auf dem Vordersitze in der Kutsche zu sitzen; und warum wollen Sie mir dieselbe heut ohne Ursache nehmen? Ihr seyd ein unverschämter Kerl, erwiederte Chapelle, wenn ich euch ehemals erlaubt habe, in meiner Kutsche zu sitzen, so will ich es ferner nicht mehr so haben; ich bin Herr, und ihr sollt entweder hinter die Kutsche, oder zu Fuß gehen. Kann etwas unbilliger seyn, als dieses, versetzte Godemer? Jetzt, da ich alt bin, und so lange treu gedient habe, soll ich zu Fuße gehen! das hätte ich thun sollen, da ich noch jung war; da war ich gut auf den Beinen: aber ietzt kann ich nicht mehr fort; und ein Wort für tausend: Sie haben mich in die Kutsche gewöhnt, und es würde mir eine Schande seyn, wenn man mich heut hinten auf derselben sehen sollte. Entscheiden Sie, Moliere, sagte Chapelle, ich will mir alles gefallen lassen, was Sie für gut befinden werden. Ihr habt Unrecht, sagte hierauf Moliere zum Godemer, daß ihr euerm Herrn hartnäckig widerstehet, der euch hinstellen kann, wo er hin will; ihr müßt seine Gütigkeit nicht mißbrauchen. Ihr sollt also bis ans Ende dieser Wiese

hinten auf den Wagen treten, und hernach mit gebührender Ehrerbietung ihn um die Erlaubniß ersuchen, euch in denselben zu setzen. Ich bin überzeugt, daß er es euch erlauben wird. Bey meiner Ehre, rief Chapelle, das ist ein Urtheil, das Ihnen in der Welt Ehre machen wird! In Wahrheit, Moliere, Sie haben nie einen so deutlichen Beweiß von ihrem Scharfsinn gegeben; und ich schenke dem Schelme alles, in Ansehung der grossen Billigkeit, mit welcher sie ein Urtheil über uns ausgesprochen haben. Gewiß, Moliere, setzte er hinzu, ich bin Ihnen sehr verbunden; denn ich war in großer Verlegenheit; die Sache hatte ihre Schwierigkeit. Lebe wohl, mein werthester Freund, du urtheilst besser, als irgend ein Mensch in ganz Frankreich.

VII.

Chapelle speiste einsmals Abends ganz allein mit dem Marschall von * *. Als sie ein wenig getrunken hatten, fiengen sie mit einander an Betrachtungen über das Elend dieses Lebens, und die Ungewißheit nach demselben, zu machen. Sie waren einstimmig, daß nichts auf der Welt so gefährlich sey, als ohne Religion zu leben; zugleich aber gestanden sie, daß es nicht möglich sey, alle seine Lebensjahre als ein guter Christ zuzubringen, und daß die Märtyrer glücklich gewesen wären, die nur einige Augenblicke zu leiden gehabt hätten, um den Himmel zu verdienen. Chapelle hatte darauf den Einfall, daß sie alle beyde wohl

thun

thun würden, wenn sie in die Türkey giengen, und da die christliche Religion predigten. Man wird uns, sagte er, gefangen nehmen, und uns vor einen Bassa führen. Ich werde standhaft seyn, und Sie desgleichen, mein Herr Marschall; man wird mich an einen Pfahl stecken, und hernach auch Sie; so gleich werden wir im Paradiese seyn. Den Marschall verdroß es, daß sich Chapelle ihm vorsetzte: Ich, sagte er, der ich Marschall von Frankreich, und Herzog und Pair bin, ich muß mit dem Bassen reden, mich muß man zuerst spießen, und nicht einen kleinen Beyläufer, wie Sie sind. Ich lache über den Marschall und über den Herzog, erwiederte Chapelle; und der Marschall warf ihm so gleich seinen Teller an den Kopf. Chapelle machte sich hierauf über den Marschall her; Tische, Gläser, Stühle, alles ward über den Haufen geworfen. Die Bedienten kamen herzu gelaufen, und man kann sich vorstellen, wie lustig ihr Streit sich habe hören lassen, da ein ieder seine Ursachen erzählte.

VIII.

Als eines Tages Chapelle bey dem Herrn Segrais mit verschiedenen gelehrten Leuten speiste, las Despreaux einige Stücke aus seinem Lütrin vor. Chapelle hatte schon etwas Wein im Kopfe, und tadelte das Gedicht überall, worauf ihm Despreaux sagte: **Schweige nur, Chapelle, du bist betrunken.** Aber dieser gab ihm zur Antwort: **Ich bin nicht so betrunken vom Wein, als du es von deinen Versen bist.**

Rene Rapin,

geb. zu Tours 1621, gest. 1687.

I.

Der Pater Rapin, ein Jesuite, schrieb an den Grafen von Büssi mit diesen Worten des Cicero: Wenn Sie die Augen auf das Manuscript, das ich Ihnen sende, werfen wollten, so könnte ich vielleicht Beyfall verdienen: Si te haberemus otiosum clamores faceremus. Der Graf antwortete ihm: Zum wenigsten haben Sie ihren Cicero gut gelesen: Habuisti illum otiosum, idcirco clamores facis.

II.

Düperrier und Santeuil wetteten eines Tages mit einander, wer die besten lateinischen Verse machen würde. Da es nun Menagius nicht hatte entscheiden wollen, so wandten sie sich an den Pater Rapin. Sie fanden ihn eben, als er aus der Kirche kam. Dieser Jesuit sagte ihnen, nachdem er sie ihrer Eitelkeit wegen ein wenig beschämt hatte, daß ihre Verse nichts taugten, gieng wieder in die Kirche zurück, und warf das Geld, das sie zur Wette aufgesetzt hatten, in den Gotteskasten.

III.

Der Pater Rapin schrieb wechselsweise fromme und gelehrte Schriften. Diese Abwechselung veran=

veranlaßte den Abt de la Chambre zu sagen, daß dieser Jesuit Gott und der Welt ein halbes Jahr ums andere diene.

Johann Baptista Lully,

geb. zu Florenz 1633, gest. 1687.

I.

Lully kam nach Frankreich, als er nur zwölf Jahr alt war. Der Chevallier de Guise, den die Prinzessinn gebeten hatte, ihr einen jungen Italiäner, zu ihrer Bedienung mitzubringen, nahm ihn mit dahin. Die Prinzessinn fand ihn aber so wenig nach ihrem Geschmack, daß sie ihn in die Küche steckte. Lully, der ehemals schon ein wenig Musik gelernt hatte, fand da von ohngefehr eine Violine, und machte sich bisweilen ein Vergnügen damit. Eines Tages hörte ihn der Graf von Nogent spielen, und fand, daß er ein Talent zur Musik, und eine geschickte Hand hatte. Er hinterbrachte es der Prinzessinn, die ihn so dann zu einem geschickten Meister in die Lehre that. Als nun einmal die Prinzessinn einen Ton von sich gegeben hatte, welcher zu folgenden Versen Anlaß gab:

Mon cœur, outré de déplaisirs,
Etoit si gros de ses soupirs,

Voyant votre cœur si farouche,
Que l'un d'eux se voyant réduit
A ne pas sortir par la bouche,
Sortit par un autre conduit.

„Mein Herz, mit Mißvergnügen überhäuft, „war so voll von seinen Seufzern, da es euer „Herz so hart und grausam sahe, daß einer von „ihnen, da er den Ausgang durch den Mund „nicht finden konnte, sich durch eine andere Oef- „nung in Freyheit setzte.„

So war Lully so unvorsichtig, daß er eine Melodie darzu machte. Die Sache ward ruchtbar, und der Musikus abgedankt. Diese Erzählung verträgt sich aber nicht mit einer andern, die man gleich hören wird, und welche von einem Manne herkommt, der in der Sache wohl unterrichtet scheint.

II.

Lully, der jung, und Page der Prinzessinn war, hörte, als sie in dem Garten zu Versailles spazieren gieng, daß sie zu andern Damen sagte: Da ist ein Fußgestelle leer; man hätte eine Statüe darauf setzen sollen. Da sich nun die Prinzessinn ein wenig entfernt hatte, zog sich Lully ganz nackend aus, versteckte seine Kleider hinter das Fußgestelle, und trat in der Stellung einer Statüe auf dasselbe, bis die Prinzessinn wieder kam. Da sie nun so gleich von fern eine Figur an dem Orte, wo sie gewünscht hatte, entdeckte, erstaunte sie nicht

wenig

wenig darüber. Was sehe ich! sagte sie, ist es Bezauberung? Sie schlich sich ganz sachte näher hinzu, und sahe nicht eher was es eigentlich war, als bis sie ganz nahe kam. Die Herren und Damen, die die Prinzessinn begleiteten, wollten die Statüe nachdrücklich bestrafen, aber die Prinzessinn schenkte dem Lully die Strafe, in Ansehung dieses sehr sonderbaren Einfalls, und dieser thörichte Streich, der ihn hätte übel bekommen können, war der erste Schritt zu seinem Glück.

III.

Der König wollte in einem Ballet von der Composition des Lully tanzen. Dieser Prinz, der damals noch sehr jung war, hatte sich zeitig eingefunden, ehe man noch mit den Zubereitungen fertig war. Es ward ein Bote über den andern an die Musikos geschickt, aber die Sache gieng nicht geschwinder. Der König ward endlich ungeduldig, und ließ befehlen, daß man den Augenblick anfangen sollte, weil er nicht länger warten könnte. Lully, der weniger auf den Befehl des Königs, als auf das, was er zu thun hatte, aufmerksam war, gab kaltsinnig zur Antwort: **Der König hat zu befehlen, er kann warten, so lange er will.**

IV.

Lully schickte sich vortrefflich zu schmutzigen Erzählungen, und außer diesen wußte er im Umgange

gange nicht viel vorzubringen. Moliere hielt ihn für einen vortrefflichen Pantomimenspieler, und sagte öfters zu ihm: **Lully, mache uns doch was zu lachen.**

V.

Lully hörte eine von seinen Operarien in der Messe spielen, und sagte: Ach lieber Gott, ich bitte dich um Vergebung, ich hatte sie nicht für dich gemacht.

VI.

Man gab dem Lully einen Prologus zu einer Opera, den man für etwas vortreffliches hielt. Die Person, die ihn überbrachte, bat ihn, daß er denselben in ihrer Gegenwart untersuchen möchte. Lully sahe ihn durch, und die Person fragte, ob er nichts daran zu erinnern fände. Ich finde nichts, antwortete er, als einen Buchstaben zu viel; anstatt Fin du Prologue, (Ende des Prologus,) sollte stehen, Fi du Prologue, (Pfui über den Prologus.)

VII.

Als Lully Oberaufseher der Musik des Königs ward, übte er sich so wenig mehr auf der Violine, daß er nicht einmal eine bey sich hatte. Niemand, als der Marschall von Grammont, konnte ihn dahin bringen, daß er bisweilen spielte, wenn

er

er nemlich einen seiner Bedienten, in Gegenwart des Lully spielen ließ. Der Bediente spielte schlecht, und Lully riß ihm so dann die Violin aus den Händen, spielte selbst, und grif sich so an, daß er ungern wieder aufhörte.

VIII.

Ludewig XIV. war mit der Opera Isis so zufrieden, daß er durch ein Edict einem ieden Menschen von Stande die Erlaubniß gab, in der Opera zu singen, und, ohne Nachtheil seines Standes, sichs bezahlen zu lassen. Das Parlament hat diesen Befehl enregistrirt.

IX.

Die Feinde des Lully sagten, daß er den Beyfall seiner Musik dem Quinaut zu danken habe. Selbst seine Freunde machten ihm eines Tages den Vorwurf, und sagten im Scherz zu ihm, daß es ihm keine Mühe koste, matte Verse in Musik zu setzen; daß es ihm aber weit sauerer werden würde, wenn man ihm starke Gedichte vorlegte. Lully, der über diesen Scherz in Feuer gerieth, und gleichsam begeistert ward, lief zum Clavecin, schlug erst einige Accorde an, und sang vier Verse aus der Iphigenia, die ein bloßes Bild sind, als welches sie zur Musik weit unbequemer macht, als Verse, in welchen Empfindung herrscht:

Un Prêtre environné d'une foule cruelle,
Portera sur ma fille une main criminelle,
Dechirera son sein, & d'un oeil curieux
Dans son cœur palpitant consultera les Dieux.

„Ein Priester, von einer grausamen Schaar „umgeben, wird seine strafbare Hand an mei„ne Tochter legen, wird ihre Brust aufreissen, „und mit einem begierigen Auge in ihrem zit„ternden Herzen den Rath der Götter erfor„schen.„

Einer von den Anwesenden hat erzählt, daß sie alle geglaubt hätten, das schreckliche Schauspiel vor Augen zu sehen, und daß ihnen bey den Tönen, mit denen Lully diese Worte begleitete, die Haare zu Berge gestanden hätten.

X.

Der Verfasser der Lebensbeschreibung des Quinaut, erzählt folgende Begebenheit, und mit folgenden Worten: Der König hatte vor langen Zeiten schon dem Lully einen Adelsbrief gegeben, und ein gewisser sagte zu ihm, daß es ein Glück für ihn sey, daß der König in Ansehung seiner eine Ausnahme gemacht habe, und daß er nicht durch den gemeinen Weg in den Adelstand sey erhoben worden, nach welchem er erst Secretair des Königs hätte werden müssen; diese Thüre, setzte er hinzu, würde ihm gewiß verschlossen gewesen seyn, wenn er durch dieselbe hätte gehen sollen, und

man

man würde ihn nicht angenommen haben. Ein Mann von dieser Gesellschaft hatte sich gerühmt, daß man den Lully zurück weisen würde, wenn er sich etwan eindringen wollte, weil er seiner großen Schätze wegen, die er sammlete, einen Anspruch darauf zu machen schiene. Lully hatte weniger Ehrgeiz, als edlen Stolz, gegen diejenigen, die ihn verachteten. Um das Vergnügen zu haben, seine feindseligen Neider zu foppen, hielt er seinen Adelsbrief geheim, und ließ ihn nicht enregistriren. Im Jahr 1681 wiederholte man zu Saint-Germain die Comödie und das Ballet, der bürgerliche Edelmann, wozu Lully die Musik componirt hatte. Er selbst sang die Rolle des Mufti. Sein ganzes Feuer, seine ganze natürliche Geschicklichkeit im declamiren zeigte sich da; und obgleich seine Stimme schwach war, so sang er doch so, daß alle Zuhörer mit ihm zufrieden waren. Der König, der außerordentlich zufrieden war, machte ihm besonders ein Compliment deßwegen. Lully ergrif diese Gelegenheit: Aber, Sire, sagte er, ich hatte die Absicht, königlicher Secretair zu werden, aber die Secretaire Eurer Majestät wollen mich nicht unter sich leiden. Sie wollen euch nicht leiden? erwiederte der König; es wird eine Ehre für sie seyn; gehet sogleich hin zum Kanzler. Lully gieng den Augenblick zu dem Herrn le Tellier, und das Gericht verbreitete sich, daß Lully königlicher Secretair werden würde. Diese Gesellschaft, und noch viel andere Personen, fiengen an darüber zu murren.

Sehet doch, sagte man, wie wohl er die Zeit zu wählen weiß: kaum hat er den Hut des Mufti weggelegt, als er so gleich an ein Amt und an eine der vornehmsten Bedienungen Anspruch macht; dieser Possenreisser, der von den Sprüngen, die er auf dem Theater gemacht hat, noch nicht wieder zu Athem gekommen ist, will die Siegel in seine Hände haben. Der Herr de Louvois, den die Herren aus der Kanzley aufhetzten, und der zu ihnen gehörte, weil alle Staatssecretaire auch Secretaire des Königs seyn müssen, fand sich dadurch sehr beleidigt. Er verwieß dem Lully seine Verwegenheit, welche sich für einen Menschen nicht schickte, der wie er, weiter keine Empfehlung und keine Dienste geleistet hätte, als daß er zu lachen gemacht. Ey, zum Henker, antwortete Lully, Sie würden gern zu lachen machen, wenn Sie nur könnten. Diese Antwort war ziemlich munter. Niemand im ganzen Königreiche hätte es gewagt, dem Herrn de Louvois so zu antworten, als der Marschall de la Feuillade und Lully. Endlich sprach der König selbst mit dem Herrn le Tellier; und als die königlichen Secretaire bey diesem Minister Vorstellung thaten, daß es die Ehre der Gesellschaft erfordere, dem Lully, der um eine Stelle unter ihnen angehalten hätte, dieselbe abzuschlagen, so gab ihnen der Kanzler eine noch unangenehmere Antwort, als deren sich der König bedient hatte. Der Bestallungsbrief ward dem Lully ohne Verzug ausgefertigt, und die Einführung geschah mit eben der Leichtigkeit.

Er selbst führte sich auf seiner Seite sehr großmüthig darbey auf. Er gab, an dem Tage, da er aufgenommen ward, ein prächtiges Gastmahl den ältesten und wichtigsten Männern seiner Gesellschaft, und führte sie den Abend in die Oper, wo man den Triumph der Liebe spielte. Es waren zwanzig bis dreyßig Personen, welche an diesem Tage, so wie es billig war, die besten Plätze in der Oper besetzten; so daß man zwey bis drey Reihen ernsthafter Männer in schwarzen Månteln, und mit großen Castorhüten, auf den vordersten Bänken des Amphitheaters sitzen, und mit einer bewundernswürdigen Ernsthaftigkeit die Menuetten und Gavotten ihres Collegen, eines Musikanten, anhören sahe. Die Oper that also öffentlich kund, daß ihr Principal, da er einen neuen Titel gesucht hatte, nicht war abgewiesen worden. Der Herr de Louvoi konnte seinen Verdruß nicht bergen. Er traf bald darauf, in einer starken Begleitung von Hofleuten, den Lully zu Versailles an, und sagte zu ihm: Guten Tag, Herr College, im Vorbeygehen. Dieses sollte bey dem Herrn von Louvois ein witziger Einfall seyn.

XI.

Lully hat seinen Erben sechs mal hundert und dreyßig tausend Livres an purem Golde hinterlassen, und dieses große Vermögen hatte er lediglich mit seiner Musik gewonnen. Er legte

sich daher auch ganz darauf; er zog seine Sänger und Sängerinnen selbst. Sein Ohr war so fein, daß er genau hörte, wenn ein Violinist falsch griff, so weit er auch davon stand. Er ward darüber so aufgebracht, daß er wohl gar das Instrument auf dem Rücken des Spielers entzwey schlug. Man fieng das Stück wieder von forn an, und wenn es zu Ende war, so rufte er den Musikus, bezahlte ihm sein Instrument theurer, als es werth war, und nahm ihn mit sich zu Tische. Für seine Musiken war er so eingenommen, daß er, wie er selbst gestand, einen ermordet hätte, wenn er ihm gesagt hätte, daß sie nichts taugten. Er ließ eine Oper, die den Zuschauern nicht gefallen wollte, auf seine Kosten spielen. Es ward dem Könige berichtet, welcher sagte, daß die Oper gut seyn müsse, weil sie Lully selbst dafür hielte. Der König ließ sie aufführen, und Hof und Stadt änderten ihre Meynung. Es war die Oper Armida.

XII.

Lully behielt sein lustiges Temperament bis an sein Ende. Als ihn der Chevalier de Lorraine auf den Krankenbette besuchte, und ihm die zärtliche Freundschaft, die er gegen ihn hegte, zu erkennen gab, sagte die Frau des Lully zu ihm: Ja, wahrhaftig, mein Herr, Sie müssen sehr sein Freund seyn; Sie haben ihn zuletzt noch vollgesäuft, und eben Sie sind Ursache an seinem

Tode. Schweige, antworte Lully, schweige, meine liebe Frau! der Chevalier hat mich zuletzt vollgesäuft, und wenn ich wieder aufkomme, so soll er auch wieder der erste seyn, der mich vollsäuft.

XIII.

Lully verletzte sich einsmals, als er mit dem Stocke den Takt schlug, die kleine Zähe am Fuße. Diese Verletzung, die man anfänglich nicht achtete, ward endlich so gefährlich, daß ihm sein Arzt zur Ablösung der Zähe rieth. Zum Unglück verzog man mit der Operation, und der Brand zog sich allmählig im Beine weiter. Als ihn nun sein Beichtvater in so gefährlichen Umständen fand, verlangte er von ihm, daß er das, was er von seiner neuen Oper fertig hätte, ins Feuer werfen sollte, um wegen aller seiner Opern eine Reue zu zeigen, ohne welche er keine Absolution hoffen könnte. Lully that es. Der Beichtvater war kaum fort, so kam der Herzog zu ihm: Was, sagte er, du hast deine Oper ins Feuer geworfen? Bist du nicht ein Narr, daß du einem Jansenisten glaubst, der im Traume redet! Stille, Monseigneur, stille! sagte ihm Lully ins Ohr; ich wußte wohl, was ich that; ich habe noch eine Copie davon. Zum Unglück bekam er, nach diesem Scherze, heftigere Anfälle von seinem Uebel, und starb.

XIV.

Despreaux sagte zum Lully, da er mit ihm von seiner Musik sprach: Sie sind nicht allein der erste, sondern auch der einzige.

XV.

Als der Cardinal d'Etrees zu Rom war, und den Corelli wegen seiner schönen Sonaten einen Lobspruch machte, antwortete ihm dieser: Ja, Monseigneur, ich habe den Lully studirt.

Ende des ersten Theils.

Hiller, Johann Adam, 1728-1804

Anecdoten zur Lebensgeschichte berühmter französischer, deutscher, italienischer, holländischer und anderer Gelehrten

Bd.: Erster Theil

Leipzig 1762

Bamberg, Staatsbibliothek -- Coll.vit.o.1-a(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11440187-7
VD18 80354890-ddd